

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Kuscheltier- Grauen

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Kuscheltier-Grauen

John Sinclair Taschenbuch Nr. 95

von Jason Dark

erschienen am 14.02.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Kuscheltier-Grauen

Süße Monster - aber tödlich.

Sie waren so nett anzusehen, die kleinen Kuscheltiere, die ein großer Konzern auf den Markt gebracht hatte. Wir alle konnten das Schreckliche nicht glauben, bis die niedlichen Kuscheltiere uns auf ihre Todesliste gesetzt hatten.

Da war es schon zu spät...

Als das Grauensvolle passierte, aß Cyril F. Koonz ungerührt einen Dominostein nach dem anderen. Er liebte diese Süßigkeit wegen der Geleefüllung.

Daß ein Mensch sterben sollte, störte ihn nicht. Das Leben war hart, das Geschäftsleben besonders, da mußten störende Faktoren eben ausgeschaltet werden, auch wenn es sich dabei um Menschen handelte. Eine widerliche Moral, mit der Cyril F. Koonz leider nicht allein stand. Auf seinem feisten Gesicht klebte das Grinsen so fest, wie die gegelten, glatten, zurückgekämmten schwarzen Haare auf dem Kopf. Dadurch sah die Stirn noch breiter aus. Rote Pickel zierten sie. Koonz hatte einen breiten Nasenrücken, der wie vom Tischler gefertigt wirkte. Aus den Löchern wuchsen kleine schwarze Härchen, die bei jedem Atemzug wie Spinnwebenreste zitterten. Der Mund wirkte wie herausgeschnitten, das Dreifachkinn verdeckte den Hals. Den massigen Oberkörper umgab ein weitgeschnittener, schwarzer Anzug.

Koonz liebte die dunklen Farben — und gleichzeitig auch den Kontrast, das helle Weiß. Schwarze Anzüge und weiße, sehr teure Maßhemden, so kannte die Welt Cyril F. Koonz.

Der breite Sessel war speziell für ihn gefertigt worden. In dem weichen Leder fühlte er sich wohl. Die hohe Rückenlehne ließ sich verstellen. Hin und wieder schlief er in seinem Sessel ein.

Wieder biß er zu. Die weiche Masse quetschte zwischen seine Zähne. Die dunklen Augen in seinem Gesicht nahmen einen besonderen Glanz ein. Freude spiegelte sich in den Pupillen. Der Blick verlor von seiner eisigen Kälte. Aus den beiden Lautsprechern drangen die Schreie. Untermalt von keuchenden Lauten, abgehackt gesprochenen Worten und den geschrien Bitten nach Erlösung aus dem Grauen.

»Nein, nein!« flüsterte Koonz. »Du hast deine Chance gehabt, Junge. Jetzt nicht mehr.« Er griff zum nächsten Dominostein, biß ihn

durch, paßte nicht auf, so daß einige Krümmel der Schokoladenglasur auf sein weißes Hemd fielen und dort dunkelbraune Flecken hinterließen, was ihn furchtbar wütend machte, weil er auf seine Kleidung sehr achtgab und sie pingelig behandelte.

Die dichten Augenbrauen zogen sich zusammen. Mit der rechten Hand griff Koonz zur Fernbedienung. Ein Druck auf den richtigen Knopf sorgte für Belebung auf dem Bildschirm.

Videokameras übertrugen das Bild und die Szenen, die er sich ansehen wollte. Bisher hatte er nur die Akustik mitbekommen. Nun sah er das Schreckliche auch.

Der Mann, der sterben sollte, hieß Akim Miller. Er war nicht besonders groß; kein Stoff, aus dem die Helden gemacht sind. Eher ein Durchschnittsmensch mit leichtem Übergewicht, verschwitztem Gesicht und ebenfalls schweißfeuchten Haaren.

Das Blut paßte nicht dazu.

Es strömte aus einigen Wunden, die den Körper und auch das Gesicht des Mannes bedeckten. Bißwunden, als hätte ein Tier gegen den Hals, in die linke Wange und auch in sein rechtes Bein gehackt und dabei nicht nur den Stoff der Hose zerrissen.

Der Mann befand sich in einem normalen Zimmer. Kaum vorstellbar, daß es für ihn zur Todeszelle werden sollte. Allerdings besaß der Raum kein Fenster. Erhellte wurde er von den Deckenlampen.

Ein Sessel, jetzt umgekippt, ein Tisch, eine verschlossene Tür, ein großer Schrank und eine zerfetzte Tapete. Auf einer Couch lagen die bunten Kissen wie verstreut, und der Schrank, mehr ein Regal, war gefüllt mit Dingen, an denen sich Kinder erfreut hätten. Plüschtiere!

Teddybären, Katzen, Hunde, Igel, kleine Ziegen und auch Schweine. Tiere, die Kinder liebten, an denen sie sich erfreuten, die ihnen Schutz gaben, mit denen sie schliefen und denen sie ihre

Sorgen erzählten. Kuscheltiere...

Harmlos, die besten Freunde, die alles mitmachten und so unheimlich lieb waren. In der Regel jedenfalls.

Nur gibt es von jeder Regel Ausnahmen. Das hatte Akim Miller leider erlebt.

Auch jetzt wieder, als sich eines der Tiere vom Regal löste und auf ihn zuflog. Es war einer dieser hellbraunen Bären. Niedlich anzusehen mit seinen Knopfaugen, den hochstehenden Ohren, dem breiten Kopf, dem Mund - nein, dem Maul.

Weit aufgerissen war es und mit Zähnen bestückt, die wie Reißstifte wirkten. Auch keine niedlichen Knopfaugen mehr. Diese hier waren böse, die strahlten einen dumpfen Haß aus, der nur der Person galt, auf die der Bär zuflog.

Miller riß die Arme hoch. Er war froh, daß ihn nur einer angriff. Vor wenigen Minuten hatte er es schlimmer erlebt.

Der Teddy packte ihn. Biß sich fest. Die Zähne hackten durch den Hemdstoff in die Gelenke. Der Schmerz biß wie Säure. Miller schrie zornig und verzweifelt. Er bewegte hastig die Arme, schüttelte das Plüschtier ab, das wegen des Schwungs quer durch den Raum geschleudert wurde, gegen die dicke Tür prallte und von dort zu Boden fiel.

»Bestie!« brüllte Miller. »Verfluchte Bestie!« Er achtete nicht auf die neue Wunde an seiner Hand, sondern rannte zur Tür hin, wo der Teddybär lag. Er wollte ihn zertreten, mit harten Tritten regelrecht zermalmen, doch das Plüschtier war schneller.

Es streckte sich, sprang hoch, die kleinen Arme besaßen Finger oder Pfoten mit Krallen, die sich im Hosenstoff verhakten, zuschlugen und Miller zur Verzweiflung brachten.

Beide Hände wühlte er in den weichen Stoffkörper dieses kleinen Killertiers, bückte sich dabei und drehte dem größten Teil des Raumes den Rücken zu.

Ein schwerer Fehler.

Gleich zwei andere Teddybären lösten sich von ihren Sitzplätzen. Der erste verließ seinen Platz auf dem Regal, der zweite hatte sich hinter einem Kissen auf der Couch versteckt gehalten.

Er schleuderte es zur Seite, hüpfte von der Sitzfläche auf den Teppich und von dort mit Schwung weiter.

Teddy eins und Teddy zwei trafen sich dicht hinter dem Kücken des Mannes. Sie blieben nicht einmal eine halbe Sekunde lang mit dem Untergrund in Kontakt.

Sofort wuchteten sie wieder in die Höhe, gegen den Rücken des Mannes, von dort aus zum Hals.

Sie bissen zu.

»Ahhhhh...!« Millers Schrei zitterte durch den Raum. Die kleinen Bestien hatten sich festgebissen, und sie bewegten sich blitzschnell von zwei verschiedenen Seiten auf seine Kehle zu, als wären sie Vampire, die Blut brauchten. Miller wußte nicht, auf welches der tödlichen Kuscheltiere er sich noch konzentrieren sollte, außerdem war es zu spät. Die nächsten Bisse brachten ihn an den Rand des Todes. Er glaubte, daß man seinen Hals aufreißen würde, taumelte zurück und stieß gegen den umgekippten Sessel.

Rücklings fiel er über ihn hinweg.

Das war Akim Millers letzte Aktion. Das dumpfe Geräusch, mit dem der Hinterkopf auf den Teppich schlug, bekam er noch mit. Und auch die beiden Stofftiere, die jetzt auf seiner Brust hockten, während das dritte sich an seinen Beinen zu schaffen machte.

In den Knopfaugen glühte der Haß. Die aufgerissenen Mäuler versprachen den Tod, an den gefährlichen Reißzähnen klebte Millers Blut, dann stürzten sie gemeinsam vor.

Die Bisse waren tödlich!

Im Nebenraum, wo der TV-Apparat stand, schob Cyril F. Koonz soeben seinen vorletzten Dominostein zwischen die widerlich

verzogenen Lippen. Er aß und genoß.

Miller war erledigt. Das hatte er sich selbst zuzuschreiben gehabt. Koonz griff mit seiner fleischigen Rechten zur Fernbedienung und schaltete das Bild ab.

Der Schirm nahm wieder seine graugrüne Farbe an. Er sah so harmlos aus. Nichts wies mehr darauf hin, welches Grauen er noch vor Sekunden gezeigt hatte.

Koonz war zufrieden. Er hustete und klaubte den letzten Würfel aus der Packung. Durch die Wärme war die Schokolade weich geworden. Es wurde Zeit, daß er den Stein aß. Genußvoll zerquetschte er ihn. Er lächelte dabei, schnaufte und streckte die Beine aus. Miller war erledigt. So würde es jedem ergehen, der sich nicht auf Koonz' Seite stellte. Er schob sich an seinen Schreibtisch heran und drückte auf den rot leuchtenden Knopf der Tastatur, lehnte sich zurück und wußte, daß er höchstens zehn Sekunden warten mußte, bevor der Mann kam, den er sehen wollte. Er war nach acht Sekunden da. Cyril F. Koonz bezeichnete ihn als Mädchen für alles. Der Mann hieß Quinton, war zwar ein Weißer, doch bei seinen Vorfahren hatten zahlreiche Rassen mitgemischt. Neger, Chinesen, auch Araber.

Quintons Haare waren strohblond, schon fast weiß. Sie standen auf dem Kopf wie Nägel. Das Gesicht mit der braunen Haut wirkte stets unbeweglich. Nur die Augen lebten. Schmale Sicheln unter der breiten Stirn. Manchmal schimmerten die Pupillen in einem intensiven Gelb. Wer diesen Mann sah, der eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Roboter nicht verleugnen konnte, bekam Angst vor ihm.

Quinton trug stets Lederhandschuhe, die allerdings die Finger frei ließen. Dafür waren die Knöchel durch harten Kunststoff verstärkt worden. Auch das Outfit paßte zu ihm. Viel Leder, sehr weich gegerbt, bedeckt mit Nieten und zahlreichen Taschen, deren Reißverschlüsse zugezogen waren. Was Quinton darin verbarg, war

allein sein Geheimnis. Bonbons waren es bestimmt nicht.

Koonz nickte ihm zu. »Du kannst ihn abholen und wegschaffen. Er ist erledigt.«

Quinton nickte. »Sonst noch etwas?« Seine Stimme klang weich, gleichzeitig auch lauernd.

»Ja!« Koonz lächelte widerlich. »Sorge dafür, daß man ihn nicht zu schnell findet.«

»Mache ich.«

Cyril F. Koonz wußte, daß er sich auf Quinton verlassen konnte. Erschaute ihm nicht einmal nach, als er den Raum verließ. Der Boß hatte andere Sorgen.

Seufzend öffnete er eine Lade seines Schreibtisches. Aus ihr holte er einen viereckigen Gegenstand hervor.

Die neue Schachtel Dominosteine...

Über Nacht war es empfindlich kühl geworden. Die Windrichtung hatte gewechselt. Die Böen wehten aus Richtung Norden in die Londoner Straßenschluchten und zwangen die Passanten in die herbstliche Kleidung hinein. Vorbei war die Zeit der kurzen, wippenden Miniröcke, der Sonne, der Hitze, der lauen Abende und der scharfen Anmache.

Herbst in London. Das bedeutete Nebel, fallende Blätter, Regen und auch Wind.

Ich stellte den Kragen der Lederjacke hoch, als mir der Wind in den Rücken blies. Aus schmalen Augen schaute ich über die

›Laubengänge‹ hinweg, die sich sechsmal an der Frontseite des sechsstöckigen Gebäudes hinzogen. In genau eingeteilten Abständen war die Rückwand unterbrochen. Die zu den Wohnungen führenden Türen sahen alle gleich aus, wenn auch einige besprüht und beschmiert waren mit Farben, Mustern und Sprüchen.

Dieses Haus stand nicht allein. Zwei weitere schoben sich in unmittelbarer Nähe in die Höhe, ein verdammtes Ghetto im Norden

von London, fast am Stadtrand.

Kein grüner Flecken rahmte die Bauten ein, nur trockene Erde, hin und wieder von einer Insel aus Pflaster zerhackt.

In dieser Gegend gab es das Wort Hoffnung nicht. Wer hier lebte, mußte sehen, wie er durchkam. Daß dies nicht immer mit legalen Mitteln geschah, lag auf der Hand. Man konnte den Bewohnern nicht einmal einen Vorwurf machen. Eher der Stadt London, die Menschen in diese Kästen hineinpferrte und sie nach außerhalb der eigentlichen Wohnbezirke abschob. Wir standen auf der Galerie in der dritten Etage. Aus der Tiefe schallte Lärm an unsere Ohren. Motorräder und Mopeds wurden gestartet. Jugendliche fuhren ihre Runden. Aggressiv, wütend auf sich und die Gesellschaft. Die Fenster der Wohnungen hoben sich kaum vom grauen Mauerwerk ab. Hier hatte kaum jemand Lust, Hand anzulegen. Und Fremde sah man nicht gerade gern. Man stand ihnen feindlich gegenüber. Wahrscheinlich weil die Bewohner hier zu oft Besuch von Mieteintreibern bekamen und sich entsprechend wehrten.

Suko und mich schätzten sie auch so ein, denn drei von ihnen versperrten uns den Weg.

Es waren Typen, die Gewalt liebten: ein Weißer, zwei Farbige. Irgendwie gleich gekleidet, mit Jeans, Jacken, Stirnbändern. Barte zierten die Gesichter ebenso wie die kalten Blicke ihrer Augen. Der Weiße trat vor. Er hatte sich eine Glatze schneiden lassen. Ich schätzte ihn auf zwanzig Jahre. »Wir können euch hier nicht gebrauchen, Stinker. Haut ab!«

Wenn es sich eben vermeiden ließ, ging ich körperlichen Auseinandersetzungen aus dem Weg. Suko dachte ähnlich. Er stand hinter mir, ich hörte sein schnaufendes Atmen und entdeckte auch hinter den gardinenlosen Scheiben der Fenster neugierige Gesichter. Fremde waren eine Abwechslung innerhalb der tristen Alltagsbrühe. Und wenn diese Störenfriede noch mit blutigen Köpfen nach Hause

geschickt wurden, um so besser.

Ich nickte dem Sprecher zu. »Wir haben aber hier zu tun. Tut mir leid, Mister.«

»Was denn?«

»Wir müssen mit jemandem sprechen.«

»Miete holen, wie?« schnappte er.

»Nein!«

»Das sagt ihr Typen alle. Weil ihr die Hosen voll habt und vor Angst kaum gehen könnt. Eine letzte Warnung. Haut ab, sonst lernt ihr das Fliegen!« Er spreizte den Daumen der rechten Hand ab und deutete über das Gelände hinweg in die Tiefe.

»Das wäre Mord!«

»Und?« höhnte der Glatzkopf.

»Mord an zwei Polizisten.«

Die drei Kerle lachten. »Bullen«, sagte einer der Farbigen. »Um so besser. Es gibt zu viele von euch auf der Welt.«

»Laßt uns vorbei!«

»Nein!« Der Glatzkopf bewegte sich. Er schob seine Hand unter die mit Sprüchen bemalte Jacke aus Kunstleder. Was er da hervorholte, konnte ich nicht sehen, ein Messer würde es sicherlich sein. Das mochte ich wieder nicht.

Ich stieß die Rechte vor. Nicht als Faust, zwei Finger nur, gestützt von meinem ausgestreckten Daumen. Er hatte die Muskeln nicht angespannt, sein Körper war weich und nachgiebig.

Der Glatzkopf röchelte. Seine Augen hielt er weit offen, als er sich nach vorn beugte.

Genau die richtige Lage.

Der Treffer mit der Handkante trieb ihn in die Knie und gegen das graue Gitter. Keuchend und weiß im Gesicht blieb er hocken, wobei er noch Speichel hervorwürgte.

Suko schob sich an mir vorbei. Er nickte den beiden Farbigen zu.

»Ihr auch?« fragte er.

Sie überlegten und mußten wohl etwas in Sukos Augen gelesen haben, das sie vorsichtig werden ließ, denn sie hoben die Schultern und gingen zur Seite.

Wir konnten weitergehen, waren aber nicht so dumm, ihnen die Rücken zuzuwenden.

Suko drehte sich nach zwei Schritten.

Der Totschläger war bereit, auf seinen ungeschützten Kopf niederzusausen, aber Suko war schneller.

Diesmal lernte der hinterlistige Schläger fliegen. Nicht über das Gitter hinweg, sondern parallel dazu. Mit den Hacken schleifte er über den Boden, bevor er rücklings liegenblieb und die Beine anzog.

»Du auch noch?« fragte Suko den dritten.

Er schob beide Arme vor. »Nein, nein, Sir. Es... es reicht mir völlig aus.«

»Das will ich meinen. Aber du kannst noch etwas gutmachen. Wo wohnt denn Miller?«

»Wie?«

»Rück schon raus damit!«

»Am Ende — zweitletzte Tür.«

»Danke, weshalb nicht gleich so?«

Suko ging schon vor, denn ich wollte noch etwas sagen. »Wenn wir zurück zu unserem Wagen kommen und finden ihn nicht mehr so vor, wie wir ihn abgestellt haben, bekommt ihr Ärger. Also gebt auf den Rover acht!«

Der Farbige nickte.

Suko stand schon vor der Tür. Eine Klingel war nicht vorhanden. Er wollte anklopfen, was auch nicht nötig war, denn Miller öffnete uns. Ein kleiner Bursche stand vor uns. Bei ihm fielen die Ohren auf, weil sie so abstanden. Übergewicht schleppte er auch mit sich herum. Das Gesicht besaß etwas Kindliches; in den Augen lauerte

noch der Schrecken.

»Verdammt, ich habe Sie beobachtet. Mit den Kerlen ist nicht zu spaßen. Die hätten Sie fertiggemacht. Die terrorisieren das Haus hier.«

»Jetzt haben sie erst einmal einen Dämpfer bekommen«, sagte Suko.

»Dürfen wir rein?«

»Ja, gern.«

Wir wunderten uns darüber, wie gut die beiden Zimmer eingerichtet waren. Da standen keine Apfelsinenkisten als Möbel herum, sondern Erbstücke, die damals noch stabil gebaut worden waren. Miller erklärte uns, daß er die Einrichtung geerbt hatte.

»Das ist für Sie dann die falsche Wohngegend,« sagte ich.

»Ich habe Pech gehabt. Meine Songs will keiner mehr. Die Tantiemen laufen wie ein Wüstenfluß in der Trockenzeit. Hier halte ich mich noch über Wasser, auch wenn die Gegend beschissen ist. Was aber soll man machen, wenn man arm wird? Da paßt man nicht in die Gesellschaft. Hin und wieder hat mir mein Bruder auch ein paar Pfund zugesteckt. So brauchte ich keinen Fensterkitt zu essen.«

»Sie haben Texte geschrieben?«

Miller, er hieß mit Vornamen Jason, nickte, wobei er die Hände am dünn gewordenen Stoff der Cordhose abrieb. Der Pullover, den er trug, war auch aus der Form geraten und reichte ihm schon bis zu den Kniescheiben. »Ja, ich schrieb sie für Schlagersternchen.«

»Das läuft nicht mehr?«

»Nein, die Sänger sind jetzt out.«

»Ihr Bruder?« fragte Suko. »Kann der nichts für Sie tun?«

Miller bekam große Augen. »Hat schon mal ein Toter für Sie seine Beziehungen spielen lassen?«

»Tot?«

»Ja, man fand seine Leiche in einem Abflußrohr außerhalb der Stadt. Sie verstopfte den Durchfluß. Reiner Zufall, daß gerade an

diesem Tag die Anlage kontrolliert wurde. Wenn nicht, hätte man ihn erst nach Jahren gefunden.«

Jason Millers Bruder war das Thema. Seinetwegen hatten wir ihn überhaupt besucht, denn Jason war davon überzeugt, daß sein Bruder auf furchtbare Art und Weise ums Leben gekommen war. Er hatte bei den mit uns geführten Telefongesprächen die Worte Magie und Dämonen benutzt.

Im Raum roch es nach Kaffee. Als meine Blicke die feuchten Flecke an der mit Rissen überzogenen Decke streiften, hob Jason Miller verlegen die Schultern. »Ich kann daran nichts ändern. Irgendwann wird sie einmal zusammenbrechen. Sie haben sich eine gute Zeit ausgesucht. Später tanzt in diesem Bau der Teufel.« Er lachte. »Aber ich will mich nicht beschweren. Irgendwann packe ich es, dann lande ich wieder einen Hit. Bitte, nehmen Sie doch Platz, auf die Möbel bin ich stolz.«

Das konnte er auch. Nur schade, daß dermaßen wertvolle Erbstücke in einer Bude wie dieser standen. Zwei Zimmer gehörten zur Wohnung. Der Schlaf- und Wohnraum, dann eine winzige Küche mit einem Waschbecken. Dusche und Toilette befanden sich auf dem Gang.

»Kaffee, die Gentlemen?«

Der Geruch hatte uns schon angeregt, deshalb stimmten wir gern zu. Jason Miller servierte ihn. Wieder kamen wir aus dem Staunen nicht heraus, als wir das Porzellan näher betrachteten.

»Meißen?« fragte ich.

»Ja«, erwiderte er stolz. Er schenkte ein. »Bevor Sie noch etwas fragen, Mr. Sinclair, muß ich Ihnen sagen, daß ich dieses Porzellan nicht verkaufen werde. Lieber hause ich in einer Höhle, wobei ich mich frage, wo der Unterschied zwischen ihr und meiner Wohnung besteht?«

Auch der Kaffee überzeugte uns. Selbst Suko, ein Tee-Fan, genoß

ihn sichtlich.

Bevor Jason Miller anfang zu berichten, nickte er vor sich hin. »Mein Bruder ist tot«, sagte er. »Man fand ihn in diesem verdammten Abflußrohr. Er wurde ermordet. Das, Gentlemen nehme ich noch alles hin. Nur die Art und Weise, wie er ums Leben gekommen ist, kann ich nicht übersehen. Man muß ihn gefoltert haben, glaube ich. Ich habe seinen Körper gesehen. Er war voller Wunden.«

»Welcher Art?« fragte Suko.

»Bißwunden.«

»Von Tieren also?«

»Es sieht so aus.«

»Und was sagten unsere Kollegen?«

Miller hob die Schultern und schaute mich an. »Sie standen oder stehen vor einem Rätsel, das gaben sie selbst zu. Sie konnten sich nicht erklären, woher die Bißwunden stammten. Der Arzt war der Meinung, daß ein Tier sie ihm beigebracht haben könnte. Ein Marder, eine Katze, was weiß ich nicht alles.«

»Hat man das nicht genauer untersucht?«

»Doch, sie kamen zu keinem endgültigen Resultat.«

Ich räusperte mich. »Wie lautet denn Ihre Meinung, Mr. Miller?«

»Es müssen Tiere gewesen sein. Vielleicht unbekannte.«

»Hatte Ihr Bruder denn damit zu tun?« erkundigte sich Suko.

»Nein, überhaupt nicht. Er war Moderator bei einem Sender. Bei einem privaten, der mit seinem Programm einen Teil Südens abdeckt. LRC - London Radio Club.«

»Den kenne ich.«

»Ich auch, Mr. Sinclair. Ich habe nie den Kontakt mit meinem Bruder verloren.«

»Er hat doch über Dämonen gesprochen, wie Sie bei unserem Gespräch erwähnten?«

»Ja.«

»Inwiefern?« wollte Suko wissen.

»Er meinte nicht die direkten Dämonen, eher diejenigen, die in uns allen sitzen.«

Ich runzelte die Stirn und lehnte mich zurück. »Das verstehe, wer will, ich nicht.«

»Es ist auch schwer. Ich meine, wir brauchen nicht bei Freud anzufangen, aber in jedem Menschen steckt das Böse. Bei dem einen mehr in der Tiefe, bei dem anderen kommt es schneller an die Oberfläche. Davon ging mein Bruder aus. Er muß Kontakt zu diesen Kräften gehabt haben, denn er warnte mich davor und sagte noch kurz vor seinem Tod, als er bereits spürte, daß sich das Netz über ihm zusammengezogen hatte, Jason, sagte er, ist es nicht alles harmlos, was auch so aussieht oder erscheint?«

Wir schwiegen, um unseren Gedanken nachhängen zu können. Schließlich fragte ich: »Sie wissen nicht, was er damit gemeint haben könnte?«

»Nein.«

»Haben Sie auch keinen Anhaltspunkt?«

»Tut mir leid.«

Ich schielte auf Suko. »Kommt dir dort etwas bekannt vor, Alter?«

»Auch nicht. Kann es mit seinem Ruf zusammenhängen?«

»Keine Ahnung, Inspektor. Er hatte seine eigene Sendung beim ERC. Ein Rateprogramm. Dort konnte man etwas gewinnen. Die Hörer bekamen Fragen gestellt und mußten sich für richtig oder falsch entscheiden. Wenn sie gewonnen hatten, bekamen sie als Preis ein Stofftier nach Hause geschickt. Einen Teddybär, glaube ich.«

»Mehr nicht?«

Miller trank einen Schluck Kaffee. »Darüber haben sich viele Hörer gefreut.«

»Die Sendung war mehr für Kinder!«

»Nein, es spielten zumeist Erwachsene mit.«

»Wie hieß denn die Sendung?« erkundigte sich Suko.

»Lüge oder Wahrheit.«

Mein Freund nickte. »Die habe ich mal gehört. Allerdings ist mir daran nichts Dämonisches aufgefallen.«

Miller holte tief Luft. »Sie haben recht. An der Sendung war auch nichts Dämonisches.«

»Sagen Sie mal ehrlich«, begann ich. »Kann Ihr Bruder sich das nichts alles eingebildet haben?«

Jason Miller schaute mich entsetzt an. »Wäre er dann tot, Mr. Sinclair?«

»Eins zu null für Sie.«

»Er muß jemandem auf die Zehen getreten haben. Ob es mit seiner Sendung zu tun hat, kann ich nicht sagen, aber es hat ihn erwischt. Er lebt nicht mehr, er ist...« Seine Stimme versagte. Hastig leerte er seine Tasse. »Man hat ihn auf scheußliche Art und Weise umgebracht. Ich bin davon überzeugt, daß mein Bruder nicht durch normale Mörder sein Leben verloren hat.«

»Wo sollen wir mit den Nachforschungen beginnen?«

»Ist das nicht Ihr Problem, Mr. Sinclair?«

»Richtig. Aber wir brauchten Anhaltspunkte. Irgendwo müssen wir beginnen. Wen kannte Ihr Bruder? Hatte er zu gewissen Menschen feste Beziehungen? War er Bindungen eingegangen? Wie verstand er sich mit seinen Kollegen?«

Jason Miller bekam einen traurigen Blick. »Ich glaube, da muß ich Sie enttäuschen.«

»Sie müssen doch über Ihren Bruder...«

»Ich weiß keinen Bescheid. Mein Bruder hat sehr zurückgezogen gelebt.«

»Hatte er Freunde?«

»Ja und nein. Mehr nein. Er unterhielt lockere Bindungen zu den

Kollegen. Sie wissen vielleicht, wie das in diesem Gewerbe ist. Man kennt sich, man grüßt sich, man trifft sich, erzählt dies und das und hat es sehr schnell wieder vergessen.«

»Lebte er allein?« fragte Suko.

»Ja.«

»Und wo?«

»Ich habe Ihnen die Adresse aufgeschrieben.« Miller holte einen Zettel aus der Tasche und reichte ihn uns.

Es war eine gute Adresse in South Kensington, zwischen Cromwell und Old Brompton Road.

»Er hat beim Sender ziemlich gut verdient. Außerdem ist die Wohnung nicht sehr groß. Wenn Sie sich dort umschauchen wollen, ich kann Ihnen einen Schlüssel geben.«

»Das wäre nett.«

Suko steckte ihn ein.

»Weiter«, sagte ich. »Wie sah es bei ihm mit Frauen aus?«

Jason Miller lachte. »Die gab es natürlich, aber nichts Festes, verstehen Sie?«

»Hatte er wirklich zu keiner Person eine besondere Beziehung?«

»Ja, zu Meg Ryan.«

»Na bitte.«

»Machen Sie sich nur keine falschen Hoffnungen, Mr. Sinclair. Heiraten wollten die nicht.«

»Das braucht auch nicht zu sein. Wer ist diese Meg Ryan? Eine Kollegin, eine...«

»Sie hat ein Lokal besessen, glaube ich. Eine Bar.«

»Den Namen, bitte.«

»Einfach nur Meggy's. Nicht weit von der Fleet Street entfernt.«

»Sie kannte er also näher?«

»Ja.«

»Wußte sie von seinen Problemen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht...«

»Wir werden sie fragen«, sagte Suko und schaute mich an. »Am besten machen wir es noch heute.«

Ich war einverstanden. Mit beiden Händen winkte Miller ab. »Machen Sie sich bitte nicht zu große Hoffnungen. Kurz vor seinem Tod sprach Akim davon, daß Meg den Laden aufgeben wollte.«

»Wußte er Gründe?«

»Nein, Inspektor. Jedenfalls hat er mir gegenüber keine genannt. Vielleicht rentierte sich das Geschäft nicht mehr. Außerdem schien Meg Ryan keine Wirtin zu sein. Ihr machte es nicht viel Spaß. Sie stand immer unter einem gewissen Druck.«

»Wissen Sie sonst noch etwas?«

»Das war alles.«

Ich blickte ihn nachdenklich an. »Mr. Miller, glauben Sie, daß auch Sie sich in Gefahr befinden?«

Jason wurde blaß. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ganz einfach. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, war Ihr Bruder so etwas wie Ihr Vertrauter.«

»Ja und nein, Mr. Sinclair. Ich kannte ihn nicht gut genug und war über sein Leben nicht informiert.«

»Gut.« Ich lächelte knapp. »Das wär's dann wohl gewesen. Oder haben Sie noch etwas vergessen?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Sie wissen ja. Wenn Ihnen noch etwas einfällt, lassen Sie es uns wissen.«

»Das versteht sich.«

Erbrachte uns bis zur Tür, hielt sie offen und schaute auf den langen Außengang. »Die Kerle sind nicht mehr da. Ich habe sie vorhin gesehen, da bekam ich Angst um Sie beide.«

Suko winkte ab. »Diese Möchtegern-Ganoven rauchen wir in der Pfeife.«

»Hier sind sie die Kings.«

»Wir könnten Kollegen vorbeischicken, die...«

Miller lehnte am Türpfosten und lachte. »Das vergessen Sie mal ganz, schnell. Sie würden keinen finden, der hier den Mund aufmacht und etwas gegen sie vorbringt.«

Ich reichte ihm die Hand und merkte, daß seine Finger leicht zitterten.

»Trotzdem, geben Sie auf sich acht. Und sehen Sie zu, daß Ihnen wieder etwas einfällt. Das hier ist keine Gegend für Sie.«

»Wem sagen Sie das?«

Er schaute uns nach, wie wir davongingen. Über die Galerie pffte der Wind. Von vorn erwischte er uns und biß in die Haut. Niemand störte uns, als wir über die schmutzigen Stufen der Außentreppe in die Tiefe stiegen. Auch am Rover hatte sich keiner zu schaffen gemacht. Allerdings wurden wir beobachtet. Die Blicke waren nicht sehr freundlich.

»Wie machen wir es?« fragte Suko. »Arbeitsteilung?«

Ich war dafür.

»Dann sehe ich mir Millers Wohnung an.«

»Genau. Und ich fahre zu Meg.«

Als ich startete, meinte Suko: »Ich weiß nicht, aber ich habe das Gefühl, als müßten wir erst eine Wand durchstoßen, um herauszubekommen, was tatsächlich dahintersteckt.«

»Falls Miller nicht gesponnen hat.«

»Das vorausgesetzt.«

Suko hatte John Sinclair an einer günstig gelegenen Stelle aussteigen lassen und war allein in Richtung South Kensington gefahren. John nahm die U-Bahn.

Verglichen mit der Gegend, in der Jason Miller gewohnt hatte, wirkte South Kensington wie ein Paradies. Zwar herrschte hier

Leben und Trubel, Londoner Life Style, aber alles hatte einen gewissen Chic, war in, modern, man schuf Trends in Mode und Kunst.

Wer Geld hatte, lebte gern hier. Ob wohlhabende Bürger, höhere Beamte oder Künstler. Einer profitierte vom anderen, und die Preise für Grundstücke stiegen noch weiter.

Alt und neu vereinigten sich. Nicht immer zum Vorteil. Oft wirkte die Tassade eines Mehrfamilienhauses zwischen den alten Gebäuden wie ein Schandfleck, trotz moderner Wintergärten oder Glasvorbauten, deren Rahmen einen farbigen Anstrich zeigten.

Suko hatte das Haus schnell gefunden. Es gehörte ebenfalls zu den neuen Bauten. Sogar eine Tiefgarage war in die Erde hineingebaut worden, nur brachte sie Suko nichts, denn ihr Tor war verschlossen. Der Inspektor stellte den Wagen auf einem Privatparkplatz ab, der zu einem Lampengeschäft gehörte. Der Besitzer stand vor der Tür und griff ein, als er merkte, daß Suko den Laden nicht betreten wollte. Bevor er lamentieren konnte, zeigte ihm der Inspektor seine Legitimation. Der Mann wurde überfreundlich und erklärte, wie gern er bereit war, der Polizei zu helfen. »Wen wollen Sie denn hier besuchen?« wollte er neugierig wissen.

»Eine Freundin.«

»Die Rote aus der zweiten Etage?«

»Vielleicht.«

»Die ist heiß, Mister. Wie ein...«

Suko war schon gegangen. Ihn interessierte der Vergleich nicht. Der Hauseingang lag etwas versetzt. Gegen Regen schützte ein vorgebautes Glasdach. Die Haustür war verschlossen. Da Suko nur einen Schlüssel besaß, mußte er irgendwo klingeln, damit ihm geöffnet wurde. Akim Miller hatte im Erdgeschoß gewohnt. Sein Name stand noch immer auf dem Klingelschild. Er hatte Glück. Die bewußte Rothaarige verließ das Haus. Sie trat aus dem Lift wie eine

Göttin. Ihr Haar wallte wie eine Flammenflut. Der grüne Mantel bildete den Kontrast. Suko beachtete sie mit keinem Blick, als sie an ihm vorbeirauschte. Er roch nur ihr Parfüm, das für seinen Geschmack zu süß war.

Die Tür fiel nicht wieder ins Schloß. Suko stoppte sie mit dem Fuß und zwängte sich in den hellen Hausflur, in dem Marmor und Glas überwogen.

Auch die Füren der Wohnungen waren hell gestrichen. Suko wandte sich nach links, dort lag Millers Wohnung. Der Schlüssel paßte — nur wunderte sich Suko, daß die Tür nicht abgeschlossen war. Eine kurze Drehung reichte, um sie aufdrücken zu können.

Das wunderte den Inspektor und ließ gleichzeitig Mißtrauen in ihm hochkeimen. Hatte der Tote vielleicht schon Besuch gehabt? Der Chinese im Dienst von Scotland Yard spürte auch den leichten Druck in der Magengegend. Er stellte sich als warnendes Gefühl ein. Eine großzügige Diele nahm ihn auf. Hellgestrichene Wände, moderne Graphiken, ein Teppichboden in einem hellen Grau, das alles zeigte einen außergewöhnlichen Geschmack. Drei Türen zweigten zu den einzelnen Zimmern ab.

Suko nahm die ihm gegenüberliegende, weil sie angelehnt war. Auch moderne Wohnungen müssen gelüftet werden. Das stellte er hier fest. Ein muffiger Geruch schwängerte die Luft.

Vor der Tür blieb er stehen. Etwas warnte ihn. Er tastete zur Waffe — und war zu spät.

Vor ihm wurde die Tür nach innen gerissen. Den Luftzug bekam Suko noch mit, dann sah er etwas Schwarzes, das gegen ihn stieß und sich unter seinem Kinn in den Hals drückte. Die Mündung eines Revolvers!

Suko blieb starr stehen. Er schielte in die Höhe und sah ein Gesicht, das auch zu einem Roboter gepaßt hätte, so eckig war es. Auf dem Kopf wuchsen hellweiße Haare wie dünne Nägel in die Höhe. Der

Mann war in dunkles Leder gekleidet, die Augen standen etwas schräg, die Haut zeigte einen dunklen Ton.

»Wenn du dich rührst, zerschieße ich dir den Hals, mein Junge!«

»Okay«, sagte Suko. »Ich habe verstanden.«

»Wie schön.« Der Weißhaarige trat einen Schritt zurück. »Komm rein, aber keine Tricks.«

Suko hatte keinen Blick für die moderne Einrichtung, eine Mischung aus Chrom, Leder und Glas, in der selbst der schwarze Turm der Stereoanlage wie ein Kunstwerk wirkte. Der Weißhaarige war nicht allein. Er hatte noch einen Kumpan mitgebracht. Der lehnte neben dem weißlackierten Regal an der Wand und streichelte den Lauf seiner kurzläufigen Maschinenpistole. Es war ein Neger mit schwarzem Kraushaar, das seinen Kopf wie zu lang gewordene Wolle umgab. Der blaue Jeansanzug zeigte einen weiten Schnitt. Unter der Jacke ließ sich die MPi gut verstecken.

»Du darfst dich setzen«, sagte der Weißhaarige.

»Wohin?«

»Auf deinen Arsch, du Spinner.«

Suko entschied sich für einen schwarzen, übergroßen Stoffballen, der Sesselformen annahm, als er von Sukos Gewicht eingedrückt wurde. Für die Kerle war dieser Platz günstig, denn leicht kam Suko aus dem Sessel nicht wieder hoch.

Sein Blick glitt durch bis zum Boden reichende, schmale Fenster auf die Rückseite, wo das Gelände noch nicht kultiviert worden war und mehr einer Baugrube glich.

Dann schaute er nach links. Der Weißhaarige saß auf einem Tisch. Die Mündung der Waffe glotzte Suko an. »Was wolltest du hier?«

»Akim besuchen.«

Der Weißblonde grinste. »Akim gibt es nicht mehr.«

»Wie?« Suko tat verwundert. »Ist er ausgezogen?«

»Hau ihm seinen Schädel zu Brei, Quinton«, sagte der Schwarze.

»Der will uns...«

»Keine Namen!«

»Sorry!«

Jetzt wußte Suko wenigstens, wie der Blonde hieß. »Also, was wolltest du hier?«

»Akim besuchen.«

Der Weißblonde nickte, bevor er in die Tasche griff und einen Schalldämpfer hervorholte. Seelenruhig schraubte er ihn auf die Mündung, während der Schwarze kicherte.

Quinton sagte: »Du kannst dir aussuchen, wohin du die erste Kugel haben willst. Ich glaube dir nämlich kein Wort. Du weißt genau, daß Miller tot ist. Was wolltest du hier?«

Suko blieb ruhig. »Das gleiche wie ihr.«

»Schieß doch!« hetzte der Neger.

Quinton drückte tatsächlich ab. Die Kugel jagte haarscharf an Sukos Kopf vorbei und schlug in die Tür. »Meine letzte Warnung, Chink. Den nächsten Gruß setze ich dir ins Bein!«

Suko nickte und hob die Schultern. »Also gut, ich will es euch sagen. Akims Bruder hat mich geschickt. Ich soll nur etwas aus der Wohnung holen. Er selbst hat keine Zeit.«

Quinton schien ihm zu glauben, denn erfragte: »Und was solltest du hier holen?«

»Etwas Persönliches.«

»Rede schon.«

»Bänder, Kassetten und Schallplatten.«

»Welche?«

»Nun ja...« Suko überlegte sich blitzschnell eine Ausrede. »Er hat Songs hier, die sein Bruder getextet hat, das ist alles.«

Quinton verengte die Augen noch weiter. Der Schwarze allerdings sprach dagegen. »Ich glaube ihm nichts. Ich glaube diesem Hund kein einziges Wort. Der leimt uns.«

»Bist du dir sicher?«

»So gut wie. Ich glaube nämlich, daß ich ihn schon einmal gesehen habe. Ja, ich kenne ihn.«

»Schön — und wer ist er dann?«

Der Schwarze kam näher. Auf dem Teppichboden waren seine Schritte kaum zu hören. »Bist du nicht ein Bulle, Chink? Einer von dieser hinterlistigen und verdammten Sorte?«

Die Worte schlangen durch den Raum. Zum erstenmal sah Suko bei Quinton eine Reaktion. Dessen Augen weiteten sich. Sie staunten den Inspektor an. »Sag, daß es nicht stimmt, Chink. Sag uns lieb und brav, daß mein Partner unrecht gehabt hat.«

»Ich weiß nicht.«

»Also doch!« Quintons Pupillen füllten sich mit ›Fis‹. »Bist du dir auch ganz sicher, Suko?«

»Zu fast hundert Prozent.«

Der Weißhaarige nickte. »Bullen tragen einen Ausweis bei sich. Wie ist das mit dir? Besitzt du einen?«

»Ja.«

»Dann hole ihn.«

Suko gab mit keiner Reaktion zu erkennen, daß er darauf nur gewartet hatte. Dieser Vorschlag öffnete ihm eine ganz bestimmte Möglichkeit. Noch zog er sie hinaus. »Ja, ich bin ein Polizist.«

»Den Ausweis, Stinker.«

Suko nickte. »Gut, ich werde ihn euch zeigen.«

»Und laß die Finger von deiner Kanone. Oder bist du ohne gekommen?«

»Nein!« Suko hatte das Wort kaum ausgesprochen, als er den Druck und den kalten Kreis im Nacken spürte. Es war die Mündung der Maschinenpistole, die ihm Kumo gegen die Haut preßte.

»Spürst du es, Bulle?« Kumo flüsterte den Satz. »Das ist der Hauch des Todes.«

»Keine Sorge, es geht alles glatt. Du kannst die Kanone ruhig wegnehmen, Bruder.«

»Sag nicht Bruder zu mir, Gelber.«

»Entschuldige.«

»Ich hasse es nämlich, wenn Bullen mich mit Bruder anreden. Das ist fast eine Beleidigung.«

»Rede nicht soviel herum, Kumo. Er soll endlich den Ausweis herzeigen und seine Kanone wegwerfen.«

»Bin schon dabei«, erklärte Suko und berührte den Gegenstand, der ungemein wichtig für ihn war.

Seinen von Buddha geerbten Stab. Ein bestimmtes Wort brauchte nur hörbar über seine Lippen zu dringen, und sofort änderte sich die Szenerie.

Suko sagte das Wort. »Topar!«

Er hörte nichts mehr, sah auch nichts anderes. Die beiden Killer rührten sich nicht von der Stelle. Es würde ihnen nicht einmal gelingen, mit den Augenwimpern zu zucken, so steif und starr waren sie geworden. Buddhas Magie hielt sie umfassen, sie würden nicht abdrücken können. So standen sie unbeweglich auf dem Fleck, im Gegensatz zu Suko, der die fünf Sekunden - so lange hielt der Vorgang an - nutzen mußte. Er drehte sich aus der Sitzgelegenheit, entwaffnete zuerst Kumo und danach den Weißhaarigen.

Bestimmt trugen die Kerle noch weitere Waffen bei sich, nur besaß Suko nicht mehr die Zeit, sie an sich zu nehmen, weil die fünf Sekunden abgelaufen waren.

Plötzlich hörte Suko einen Laut, der ihn auflachen ließ. Kumo hatte ihn ausgestoßen. Er starrte auf seine leeren Hände, auf den nicht mehr besetzten Sessel und auf den weißblonden Killer, der ebenfalls seine Waffe verloren hatte.

Die besaß Suko, wie auch Kūmos MPi, in deren Mündung er den

Mann schauen ließ.

»Hallo, Bruder«, sagte der Inspektor. »Jetzt habe ich deine Kanone.«

Quinton schwieg, Kūmos Nerven aber begannen zu flattern. Er fing an zu lachen, wischte über seine Stirn, trat heftig auf und sagte schließlich:

»Das ist Hexerei, das ist Zauber...«

»Und wie, mein Freund!«

»Ein Bulle, der zaubern kann.«

»Auch das.«

»Shit, was hast du gemacht? Wie hast du das gemacht?«

»Hör zu, Kumo! Das alles wird mein Geheimnis bleiben.« Suko stand günstig. Er hatte beide im Blickfeld. »Ich stelle jetzt die Fragen, denn ich will wissen, was ihr in der Wohnung eines Toten gesucht habt. Habt ihr ihn umgebracht?«

»Wie — ist der tot?« Kumo schüttelte den Kopf. »Was sagst du dazu, Quinton?«

»Du sollst nicht soviel reden, Krauskopf, der Bulle hört verdammt gut zu. Das ist kein Streifenpolizist.«

»Möglich.« Suko wandte sich an Quinton. »Noch mal, weshalb sind Sie hier eingebrochen?«

»Wir hatten einen Schlüssel.«

»Gut — und was wollten Sie hier?«

»Auf Miller warten. Statt dessen aber bist du gekommen, Bulle. Wir dachten an einen Einbrecher. Die Einbrüche nehmen heutzutage ja so stark zu. Alles weitere weißt du.«

Es würde schwer werden, den Kerlen das Gegenteil zu beweisen. Und Beweise mußte Suko erbringen. Seine Aussage würde gegen die der beiden stehen. Keine gute Ausgangsposition. Er konnte sie höchstens wegen unerlaubten Waffenbesitzes festnehmen. Aber auch das war fraglich, denn geschickte Anwälte hauten sie heraus. Beide

sahen zudem so aus, als stünde noch jemand hinter ihnen, der verdammt mächtig war und sie geschickt hatte. Es sah nicht gut aus.

»Wie standen Sie zu Akim Miller?«

Quinton erwies sich als redselig. »Wir waren bekannt. Er arbeitete beim Sender. Wir haben ihn auf einer Fete kennengelernt. Er lud uns zu einem Besuch ein, weil wir mit ihm über gewisse Dinge reden wollten. Es ging um eine Sendung, in der wir als Gäste auftreten sollten. Deshalb sind wir zu ihm gekommen.«

»Das soll ich Ihnen glauben?«

Der Weißblonde hob die Schultern. »Es ist die Wahrheit.«

»Laufen Sie immer so schwerbewaffnet umher?«

»London ist gefährlich.«

»Und wie!« fügte Kumo hinzu. »Manchmal müssen wir uns schießwütiger Hundesöhne erwehren.«

Suko kannte die Sprüche, nur fehlte ihm der Glaube daran. Diese Typen hatten etwas anderes im Sinn gehabt. Nur hätten die sich eher die Finger abgebissen, als mit der Wahrheit herauszurücken. Da biß der Inspektor auf Granit.

»War noch etwas?« fragte Quinton.

»Und ob. Sie werden mich begleiten. Meine Kollegen vom Erkennungsdienst werden sich freuen, Sie beide zu sehen, das können Sie mir glauben.«

Suko ging zurück, bis er das Telefon erreicht hatte. Es stand auf einer Säule mit sechseckiger Fläche, nicht weit vom Regal entfernt. Die Maschinenpistole hielt er in der Linken und hatte den Kolben in die Ellbogenbeuge eingeklemmt. Mit einer Hand würde er wählen können, er brauchte nicht einmal auf die Tastatur zu schauen. Suko hob den Hörer ab und hörte noch einmal die Stimme des Weißblonden. »Ich glaube, du machst einen Fehler, Bulle.«

»Inwiefern?«

»Laß uns die Sache hier vergessen.«

»Also doch ein schlechtes Gewissen?«

»Das nicht. Nur gibt es Dinge, die für einen einfachen Bullen zu hoch sind. Tu dir selbst einen Gefallen. Wir haben uns nie gesehen und werden uns auch nicht mehr begegnen. Das ist ein Angebot, Bulle. Ansonsten kannst du nur verlieren.«

»Danke, daß Sie dermaßen besorgt um mich sind.«

»Wir tun unser Bestes.«

»Ich auch.« Es gehörte zu Sukos Eigenschaften, sich nicht einschüchtern zu lassen. Da konnten ihm andere erzählen, was sie wollten. Daß hinter dem Besuch der beiden Gangster mehr steckte, war ihm auch klar. Wahrscheinlich eine ganze Lawine von Verbrechen. Miller war bestimmt nicht umsonst gestorben.

Als Suko die erste Taste drücken wollte, sah er das scharfe Grinsen auf Quintons Lippe. Im gleichen Augenblick vernahm er hinter sich ein Geräusch.

Ein böses Krächzen, als wäre ein Papagei dabei, ihn anzufliegen. Das Zischen vernahm er auch noch, und als er sich zur Seite drehte, sah er nur den Kopf, die Ohren, das Maul und die Zähne. Ein Teddybär, dachte er noch, da hatte ihn das Stofftier schon erreicht...

Das Lokal fand ich nicht in der Fleet Street, die einmal die große Zeitungsstraße gewesen war. In dieser Straße hatte sich auch mein Freund Bill Conolly immer heimisch gefühlt.

Meg's Lokal fand ich, nachdem ich nach rechts abgebogen war. Zwei Arme aus Metall hielten Kugellaternen, zwischen denen im Halbbogen der Schriftzug Meg's stand. Sie leuchtete sogar am Tag in einem Lindgrün. Der Betrieb war auch in den Seitenstraßen nicht abgeflaut. In dieser Gegend ging es immer hektisch zu. Zudem können Zeitungsleute kaum ruhig sein. Vor dem Lokal standen zwei Männer zusammen, redeten über einen Satzspiegel und schoben sich Chips & Fish unter die Nasen. Die Essigsäure, die sie über ihre Mahlzeit

gekippt hatten, roch sauer. Da sie einen Teil des schmalen Eingangs versperrten, mußte ich sie zur Seite schieben, was sie, ohne zu murren, hinnahmen. Mich empfing ein Lokal, das man als gemütlich bezeichnen konnte. Rotbraunes Mahagoniholz gab dem Raum einen warmen Touch. Aus diesem Material war die Theke ebenso gebaut worden wie die Tische und Stühle. Es hielten sich nur wenige Gäste auf, drei davon hockten an der eckig angelegten Theke und stemmten ihre Hände auf den Messinglauf.

Runde Rauchglaslampen pendelten zwischen Zigarettenschwaden, als würden sie sich daran festkleben.

In der Ecke hing eine Dartplatte. Die drei Pfeile steckten genau im Zentrum.

Ich konnte mir einen Platz aussuchen und hockte mich in den Hintergrund des Tresens. Mir fiel auf, daß kein Mann bediente. Zwei Frauen hielten die Stellung.

Sie trugen schwarz-weiß gestreifte Blusen und ebenfalls schwarze Röcke. Die Blusen waren hoch geschlossen, eine dunkle Krawatte gab den Mädels ein etwas männliches Aussehen.

Ich winkte die Ältere herbei.

»Sir, was kann ich tun?«

Ich lächelte sie an. Die Frau war knapp um die Dreißig, ihr braunes Haar trug sie kurz geschnitten. Das Gesicht kam mir etwas puppig vor und war zudem an den Wangen stark geschminkt.

»Einen Drink. Können Sie etwas empfehlen?«

»Wir haben einen guten Whisky.«

Ich war ohne Wagen da und bestellte ihn.

»Sie haben eine gute Wahl getroffen, Sir.«

»Und was trinken Sie?«

»Nichts Alkoholisches. Vielleicht einen Kaffee.«

»Bitte.«

Sie ließ ihn aus der blitzenden Maschine zischen. Die drei anderen

Gäste an der Theke unterhielten sich leise über eine bestimmte Zeitung, die in den nächsten Tagen bestreikt werden sollte. Das ging mich nichts an, ich wollte mehr über Meg wissen.

Der Whisky schimmerte goldbraun hinterderdicken Kristallwand des Glases. Die Bedienung trank ihren Kaffee aus einer kleinen, außen braunen Tasse.

»Dann auf Ihr Wohl, Sir.«

»Gleichfalls.« Das Mädchen hatte nicht übertrieben. Was da über meine Zunge glitt, das konnte sich schon schmecken lassen.

»Gut?«

Ich hob die Augenbrauen. »Hervorragend. Wie heißen Sie?«

»Kitty.«

»Ein schöner Name. Dann sind Sie nicht Meg.«

Sie lachte.

»Das bin ich nicht.«

»Können Sie mir denn sagen, wo Meg steckt? Ich müßte mit ihr reden.«

Sie legte die Hände auf die Theke und drückte die Arme durch. »Da haben Sie leider Pech gehabt, Sir. Meg gibt es nicht mehr. Das Lokal führt nur ihren Namen.«

»Wie bitte?«

»Ja, meine Kollegin und ich haben es übernommen. Meggy Ryan wollte nicht mehr.«

»Das wußte ich ja nicht. Wie lange ist sie schon weg?«

»Seit einer Woche.«

»Und wohin?«

Kitty hob die Schultern. »Das hat sie leider nicht genau gesagt. Jedenfalls aufs Land.«

Ich drehte das Glas halb gekippt auf der Platte. »Wenn jemand ein Lokal aufgibt, muß er einen Grund gehabt haben. Welchen Grund hatte Ihre ehemalige Chefin?«

»Sie konnte nicht mehr.«

»Es war ihr zuviel?«

»Richtig. Sie war völlig überreizt, überdreht, mit den Nerven so ziemlich am Ende. Wir hatten schon Angst um sie und hätten sie fast in ein bestimmtes Hospital eingewiesen. Für sie gab es nur eines. Die Flucht aus dieser Gegend.«

»In die Ruhe?«

»Ob es tatsächlich so ruhig gewesen ist, kann ich nicht sagen. Ich glaube es nicht.«

»Dann wissen Sie mehr?«

Kittys Lächeln blieb. Gleichzeitig keimte Mißtrauen in ihren Blicken auf.

»Weshalb wollen Sie das wissen, Sir?«

»Ich interessiere mich für Meg.«

»Was wollen Sie von ihr?«

Jetzt lächelte ich. »Nicht das, was Sie vielleicht denken. Es geht um berufliche Gründe. Ich bin Polizist.« Bevor sie etwas sagen konnte, fragte ich: »Schlimm?«

»Nein, oder ich meine...« Jetzt war Kitty durcheinander. Etwas hektisch und verlegen strich sie durch ihr Haar.

Ich zeigte ihr meine Legitimation.

»Sogar vom Yard«, staunte sie.

»So ist es.«

»Was hat Meg denn mit der Polizei zu tun?«

»Ich wollte ihr einige Fragen stellen. Es ist schade, daß ich sie nicht hier finden kann und Sie nicht wissen, wo sie...«

»Im Prinzip weiß ich es schon.« Kitty wand sich. »Ich muß ja ihre Adresse wegen der Rückfragen haben. Sie ist tatsächlich aufs Land gefahren, und zwar zu ihrem Sohn und ihrer Mutter. Die leben relativ einsam, in einem alten Haus am See, das Meg geerbt hat.«

»Ihr Sohn auch?«

»Sicher.« Kitty nickte. »Ernie ist vierzehn. Ein hochbegabtes Kind, ein Überflieger, sagt man.«

Ich verzog die Mundwinkel. »War er in allen Fächern in der Schule spitze?«

»Das kaum, aber er kannte sich mit anderen Dingen aus.«

»Welchen denn?«

»Nun ja, ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Sie kennen oder haben von Gebieten gehört, die mit dem Verstand nicht zu begreifen sind. Metaphysik.«

Ich schabte über meinen Kopf. »Ja, das gibt es wohl. Hellsehen oder so?«

Kitty winkte ab. »Sie als Polizist werden daran wohl kaum glauben. Nehmen Sie das nicht für bare Münze, was ich Ihnen jetzt sage, aber man erzählt sich, daß Ernie Kontakt zum Jenseits hat.«

Meine nächste Frage stellte ich staunend und flüsternd. »Kann er mit den Toten sprechen?«

Kitty lachte laut. »Das wohl nicht gerade, aber er soll etwas verändern können.«

Ich trank noch einen Schluck. »Das verstehe ich nicht.«

»Mir fällt es auch schwer. Einfach Dinge bewegen, ohne daß man sie dabei anfäht.«

»Telekinese.«

»Ja!« Kitty klatschte. »Das ist der Ausdruck. Er fiel mir nur nicht im Moment ein.«

»Haben Sie das schon bei ihm erlebt?«

»Moment«, sagte sie. Es waren neue Gäste gekommen, um die sie sich kümmern mußte.

Was Kitty mir erzählt hatte, fand ich sehr interessant. Dieser vierzehnjährige Junge schien wirklich über außergewöhnliche Fähigkeiten zu verfügen. Daß es die Telepathie oder Telekinese tatsächlich gab, darüber wußte ich Bescheid. Ich brauchte nur an

Myxin zu denken, der die außergewöhnlichen Fähigkeiten nahezu perfekt beherrschte.

Kitty stand am Zapfhahn und lächelte mir zu. Drei hohe Gläser mußte sie mit Guinness füllen und an einen Tisch bringen, wo die neuen Gäste saßen.

Als sie zurückkam, brannte bei mir eine Zigarette. Das Glas war leer.

»Darf ich Ihnen noch einen Whisky geben?«

»Nein, um Himmels willen. Ich nehme einen starken Kaffee.«

»Gut.«

Die braune Brühe zischte aus der Maschine. Ich probierte ihn. Er war verflüxt heiß. »Haben Sie es eigentlich schon einmal erlebt, wenn dieser Junge aus sich herauskam?«

Kitty runzelte die Stirn. »Ja und nein. Einmal klirrten hier die Gläser.«

»Wie bitte?«

»Ja, sie zersprangen. Durch ihn, wissen Sie? Er hatte Streit mit seiner Mutter bekommen und schien sehr erregt zu sein. Da drehte er dann durch und räumte das Regal ab. Wir haben dagestanden, zugeschaut und nur die Köpfe geschüttelt.«

»Dann scheint er ein seltsamer Zeitgenosse zu sein.«

»Das können Sie mal laut sagen.« Kitty beugte sich vor, weil sie flüstern wollte. »Und im Vertrauen gesagt, Sir, ist der Junge trotz seiner Überbegabung irgendwie nicht richtig im Kopf. Ich sagte Ihnen doch, daß er vierzehn ist — nicht?«

»Ja.«

»Sehen Sie, Sir. Welcher vierzehnjährige Junge spielt noch mit Stofftieren?«

»Ich kenne keinen.«

»Aber Ernie tut es.« Sie lehnte sich zurück und nickte sehr bedächtig.

»Der spielt für sein Leben gern mit Plüschbären.« Sie schlug gegen ihre Stirn. »Das ist der halbe Wahnsinn. Leider eine Tatsache. Ernie liebt Plüschtiere.«

»Dann hat er einen Sprung in der Schüssel.« Ich drückte mich bewußt so drastisch aus, weil ich Kitty noch mehr aus der Reserve locken wollte. Sie wiegte den Kopf. »So würde ich das nicht sagen wollen. Komisch ist er schon.«

»Und nicht einmal harmlos.«

»Genau.«

»Was soll ich dazu sagen? Ich werde ihn wohl kennenlernen, wenn ich seine Mutter besuche.«

»Meg hat es schwer.« Kitty schaute zu Boden. Sie hatte den Satz mit traurig klingender Stimme gesprochen. »Wirklich, ich beneide sie nicht. Da ist nicht nur der Junge, dessen Verhalten an ihrem Nervenkostüm gezerzt hat, da ist noch etwas anderes. Ihre Mutter Celia hat ein besonders enges Verhältnis zu dem Enkel. Die beiden sind wie Kletten, und Meg steht genau dazwischen. Nur begreife ich nicht, daß sie ausgerechnet bei ihrer Familie Erholung suchen will. Da muß man ja schon annehmen, daß sie masochistisch veranlagt ist.«

»Es gibt auch eine andere Möglichkeit. Sie liebt ihren Sohn eben über alles.«

»Ist auch möglich.«

»Eine andere Frage, Kitty.« Ich sprach, als ich die Tasse zur Hälfte geleert hatte. »Kennen Sie einen Mann namens Akim Miller?«

Sie mußte wieder lachen. »Halten Sie mich für ein Auskunftsbüro?«

»Nein, für eine nette Person.«

»O danke.« Sie wurde verlegen. »Ich kenne tatsächlich einen Mann mit diesem Namen.«

»Verkehrt er hier?«

»Das nicht. Er ist mir auch nicht persönlich bekannt. Ich habe öfter seine Radiosendungen gehört. Sie liefen nachmittags über ERC. Da mußte man als Zuhörer telefonisch Fragen beantworten und konnte auch etwas gewinnen.«

»Was denn?«

»Ein Plüschtier.« Kitty erblaßte. »Himmel, ein Plüschtier. Das fällt mir jetzt erst auf. Frnie liebt diese Tiere, und Akim Miller hat sie den Gewinnern zukommen lassen.«

»Stimmt.«

»Ist das Ihr Fall, Mister?«

»Keine Ahnung, ehrlich. Aber es könnte unter Umständen mein Fall werden.«

»Dann muß doch etwas passiert sein?«

»Leider gibt es bei uns ein Dienstgeheimnis. Sie, Kitty, haben mir jedenfalls sehr geholfen.«

»Wirklich?«

»Bis auf eine Kleinigkeit. Wenn Sie mir die Adresse noch geben würden, wo ich die Familie finde, wäre ich Ihnen sehr verbunden. Und kein Wort zu den Ryans.«

»Gern tue ich es nicht.«

»Das kann ich mir vorstellen. Nur geht es wirklich um sehr viel, meine Liebe.«

»Das glaube ich mittlerweile auch. Ich habe die Anschrift nicht im Kopf, hole sie Ihnen aber.«

Es kamen keine neuen Gäste, so konnte sich Kitty weiterhin um mich kümmern. Mit einem Zettel in der Hand kehrte sie zurück. Die Anschrift hatte sie in Druckbuchstaben aufgeschrieben, trotzdem gab sie eine Erklärung ab. »Also, das Haus liegt sehr einsam südlich von London im Bewl-Bridge-Reservat. Dort befindet sich auch der kleine See und nicht weit entfernt eine alte Burg, Scotney Castle. Wenn Sie hinfahren wollen, müssen Sie in Flimwell ab.«

»Der Ort sagt mir nichts.«

»Sie finden ihn auf jeder Autokarte. Er ist zwar nicht groß, aber der größte in der Nähe.«

»Das ist gut.«

Ich schrieb mir die Anschrift ab und auch die Telefonnummer, die Kitty ebenfalls notiert hatte.

»Zufrieden?« fragte sie.

»Mehr als das. Was habe ich zu zahlen?«

Sie nannte die Summe, die ich durch ein kräftiges Trinkgeld noch erhöhte. »O danke, Sir.« Ich rutschte vom Hocker. »Sehen wir uns noch?« fragte sie. »Als Gast sind Sie herzlich willkommen.«

»Ich schaue bestimmt wieder vorbei, wenn die Sache geklärt ist.«

»Das würde mich interessieren.«

Draußen atmete ich nicht tief durch, denn die Abgase hatten die Luft verschlechtert. Der Himmel sah aus wie treibendes Blei. Ich hatte einiges erreicht und war gespannt, wie es meinem Freund und Kollegen Suko wohl ergangen war.

Teddybären, Kuschtiere, ein Vierzehnjähriger, der über Parakräfte verfügte, dazu der tote Akim Miller, ein Moderator — wie paßte das alles in das Bild hinein?

Vielleicht liefen in diesem Fall verschiedene Fäden aus verschiedenen Richtungen zusammen. Wir mußten sie dann nur mehr zusammenknüpfen.

Mein Weg führte mich zur U-Bahn. Die Station lag ganz in der Nähe. Hunger hatte ich auch bekommen. Allerdings nicht auf Fish & Chips. Mir reichte ein Hot dog...

Der Teddy mit den Killerzähnen mußte im Regal zwischen hohen Büchern versteckt gewesen sein, jedenfalls hatte Suko ihn bisher nicht gesehen. Dafür spürte er ihn jetzt.

Vielleicht hätte er voll seinen Nacken erwischt, durch die geringe

Drehung war es dem Inspektor gelungen, etwas auszuweichen, und das Tier hämmerte gegen seine Schulter, wo es sofort zubiß. Suko spürte den stechenden Schmerz und konnte sich nicht voll auf das Plüschtier konzentrieren, denn Quinton und der Schwarze sahen ihre Chance.

Sie griffen an.

Quintons Hand verschwand unter dem Leder. Suko war schneller. Trotz der kleinen Bestie auf seinem Rücken warf er sich vor und hämmerte mit der MPi zu.

Der Weißblonde gurgelte auf, als ihn der Lauf traf. Blut stürzte aus seiner Nase, er taumelte zurück. Der Schwarze hatte ein Messer gezogen und sprang auf Suko zu.

Blitzschnell drehte er sich nach rechts.

Kumo hechtete gegen die Mündung, beugte sich vor und würgte Galle. Suko schlug knochentrocken zu, der Schwarze fiel. Quinton knurrte wie ein Wolf, nur griff er nicht mehr an, sondern zog seinen halbbetäubten Kumpan in die Höhe und zerrte ihn in Richtung Ausgang. Suko hätte die beiden normalerweise verfolgt, aber das mörderische Plüschtier auf seiner Schulter begann zu wandern. Den Hals wollte sich Suko nicht aufreißen lassen.

Die Killer verschwanden, er ließ sie auch gehen, weil sie ihm nicht wegliefen. Die fand er in jeder Kartei wieder. Mit der freien Hand griff er über die Schulter. Die gespreizten Finger rutschten in das Plüschfell hinein.

Eisern griff der Inspektor zu und zerrte das kleine Biest von seiner Schulter weg. Er hielt es fest, schaute sich den Teddy an. Zwischen dessen Zähnen klebten blutverschmierte Stoffreste. Die Knopfaugen waren glänzende, haßerfüllte Kugeln. Aus dem Maul drang ein wütendes Fauchen. Er bewegte seine kurzen Hände und Arme, drehte den Kopf und suchte die Hand, in die er hacken konnte.

Suko schleuderte ihn wuchtig zu Boden. Den Aufprall dämpfte der

weiche Teppich. Wie eine Kugel drehte sich das Plüschtier herum. Es sah aus, als wollte es sich vor Wut festbeißen, kam aber wieder frei, um einen neuen Angriff zu versuchen.

Sukos Fuß war schneller. Er drückte die Sohle auf den Körper und preßte ihn gegen den Teppich.

Der Teddy zuckte. Er bestand im Innern nicht aus Knochen oder Metall, Suko vernahm kein Knacken, ein normal weiches Kuscheltier, das von den Kindern so geliebt wurde. Der Gedanke daran, daß diese Plüschtiere in den Kinderzimmern stehen könnten, trieb Suko noch mehr Schweiß aus den Poren. Er mußte das Ding vernichten.

Daß es derart reagiert hatte, dafür gab es nur eine Erklärung. Keine Fernbedienung, man hatte es magisch beeinflußt, diese Magie steckte einfach in ihm.

Magie konnte nur mit Magie bekämpft werden.

Dafür sorgte Suko. Er sprang zurück, schleuderte die MPi weg und holte seine Peitsche hervor.

Im nächsten Augenblick bereute er es, die Waffe aus der Hand gegeben zu haben. Blitzschnell, mit kurzen, abgehackt wirkenden und auch irgendwie lächerlichen Bewegungen raste der Teddy dorthin, wo die Maschinenpistole lag.

Seinen Beuterevolver hatte Suko ebenfalls abgelegt, er verließ sich auf die Dämonenpeitsche.

Der Kreis war schnell geschlagen, die Riemen rutschten in dem Moment hervor, als es dem Kuscheltier gelang, die viel zu große Waffe anzuheben. Sie hielt sie in ihren kleinen Pfoten und würde es auch schaffen, den Abzug zu finden.

Wie das möglich sein konnte, darüber wunderte sich der Inspektor. Dieser Teddy mußte auf magische Art und Weise ferngelenkt werden. Suko fand es überhaupt nicht lustig, wie sich die kleine Bestie bemühte, die Waffe zu schwenken. Bevor sie Unheil damit

anrichten konnte, sprang Suko vor und schlug mit der Peitsche auf den Teddy ein. Er traf ihn, er hörte den menschlich klingenden Schrei, sah die Wolke aus Plüsch und Staub sowie die einzelnen Teile des Kuscheltieres, in die die Dämonenpeitsche es zerschlagen hatte.

Ein Rest, mehr nicht, aber einer, über den Suko mehr als nachdenken würde, da er sich kaum vorstellen konnte, wie dieser Bär so hatte reagieren können.

In den Resten aus braungrauem Staub schimmerten allein die Augen wie zwei glänzende Pfützen. Sie lösten sich nicht auf. Die Spannung ließ nach. Suko spürte wieder seine Nackenwunde, wo ihn die Zähne erwischt hatten, und er dachte an die Erzählungen des Jason Miller, dessen Bruder in einem Abflußrohr als mit zahlreichen Bißwunden versehene Leiche gesteckt hatte. Bißwunden, für die man keine Erklärung wußte. Suko allerdings kannte sie jetzt. Er ging davon aus, daß Kuscheltiere daran die Schuld trugen.

Im Zimmer entdeckte er keinen Bruder dieses teuflischen Bärs. Dafür ging er ins Bad.

Es war hell gefliest. Ein schmaler Regalschrank stand neben dem Waschbecken. In einem Fach entdeckte Suko Pflaster und Verbandsmull. Zunächst schaute er sich die Wunde im Spiegel an. Halb gedreht stand er vor der glänzenden Fläche.

Ein Teil des Schulterstoffes war hin, und die Wunde zeigte zwei Bißstellen.

Noch immer quoll Blut hervor und beschmutzte den Kragen. Suko nahm zwei Pflaster und verklebte die Stellen. Wenn er den Kopf bewegte, schmerzte der Nacken, aber das ließ sich aushalten. Er ging zurück in den Wohnraum. John mußte Bescheid wissen. Was aber hatten die beiden Killer mit einem mordenden Kuscheltier zu tun?

Vor allen Dingen — wer hatte diese Kerle geschickt?

Bevor Suko telefonieren konnte, sumnte der Apparat melodisch

auf. Abheben oder nicht?

Suko entschied sich dafür. Er kam nicht dazu, noch etwas zu sagen, denn eine scharfe Stimme, die Suko als die des Weißblonden identifizierte, fragte: »Bist du das, Bulle?«

»Ja, noch immer.«

»Dann hat es der Kleine nicht geschafft.«

»Sonst würde ich nicht mit Ihnen sprechen, Quinton. Was wollen Sie von mir?«

»Dir nur sagen, daß wir es übernehmen, dich zu killen. Wir haben dich auf die Liste gesetzt und schießen dich ab, so einfach ist das. Was sagst du jetzt, Bulle?«

»Übernehmen Sie sich nicht, Quinton.«

Ein dreckiges Lachen folgte. »Die nächste Begegnung überlebst du nicht. Kumo will dich auch tot sehen.«

»Das wollen viele.«

Quinton lachte wieder, dann legte er auf. Suko runzelte die Stirn. Er nahm den Anruf keinesfalls auf die leichte Schulter. Dieser Quinton war ein Killer der Sonderklasse. Der kannte keine Gnade. Ob Polizist oder nicht, er gab nur seinen widerlichen Trieben nach. Der Inspektor rief im Büro an. Glenda bekam er an die Strippe. »Wenn du John sprechen willst, der ist noch nicht zurück.«

»Wie das?«

»Ich weiß überhaupt nicht, wo er steckt.«

»In einer Kneipe.«

»Dann ist er hängengeblieben.«

»Ich komme jedenfalls.«

»War denn etwas los?«

»Das kann man wohl sagen. Ich freue mich sogar über den Tag, auch wenn er kalt und grau ist.«

»Dann bist du falsch gepolt.«

»Das, liebe Glenda, glaube ich nicht. So kann nur jemand sprechen,

der knapp mit dem Leben davongekommen ist.« Er hörte noch Glendas Kiekser, dann legte er auf.

Bevor Suko ging, durchsuchte er die Wohnung. Er fand keinen weiteren Teddy und auch keinen Hinweis, der ihn weitergebracht hätte. Achselzuckend verließ er das Haus und ging zum Dienstrover. Seinen neuen BMW hatte er in der Tiefgarage gelassen.

Suko schaute sich um, bevor er einstieg. Ab jetzt mußte er auch mit einer Kugel aus dem Hinterhalt rechnen, denn einen heimtückischen Mord traute er den beiden Killern durchaus zu...

Als ich eintraf, war Suko schon da. Er saß mit Glenda im Vorzimmer und wollte anfangen, ihre zahlreichen Fragen zu beantworten. Das konnte er jetzt in meinem Beisein tun.

Mir fiel seine Verletzung sofort auf. Das Blut war noch nicht abgewaschen worden. »Wieso?« fragte ich nur.

»Ich bin gebissen worden.«

»Aber nicht von einem Vampir?«

»Nein, von einem Plüschtier.«

Als er mein Gesicht sah, mußte er lachen. Ich schaute Glenda an, die an ihrem dunkelgrünen Pullover zupfte. Als Applikation trug sie eine schwarze Stoffrose unter der linken Schulter. Das war zur Zeit modern, wie sie mir mal erklärt hatte.

»Es war tatsächlich ein kleiner Teddy. Aber einer der lebte, magisch lebte, John, und der war verdammt agil. Bis hin zum Mord. Der hätte mir auch die Kehle zerbissen.«

»Wie bei Akim Miller...«

»Das habe ich auch gedacht.«

»Und ich kenne jemand, der gern mit Teddys spielt, obwohl er mit vierzehn Jahren eigentlich über das Alter hinaussein müßte. Er heißt Ernie Ryan.«

»Nie gehört.«

Ich hob die Schultern und winkelte ein Bein an. Meinen Platz hatte ich auf der Schreibtischkante gefunden. »Die Mutter des Jungen heißt Meg, die Großmutter Celia.«

»Und der Vater?«

»Den gibt es wohl nicht mehr, auch keinen Großvater.«

»Meg«, sagte Suko. »Heißt nicht die Wirtin der Kneipe so, aus der du kommst?«

»So hieß sie.«

Suko staunte. »Ist sie auch...?«

»Nein, nein, sie hat den Laden aufgegeben.«

»Jetzt verstehe ich nichts mehr.«

»Ich erkläre es dir.«

Suko und Glenda hörten aufmerksam zu.

Danach war mein Freund an der Reihe, und er berichtete auch vom Überfall der beiden Killer.

Das haute mich fast aus den Schuhen. »Gangster?« flüsterte ich.

»Verdammt, wie passen die denn in das Schema?«

»Ich kann nur raten.«

»Dann mach mal.«

»Sie haben etwas gesucht, deshalb fand ich sie auch in der Wohnung vor. Und ich nehme an, daß sie auf den kleinen Plüschteddy scharf waren.«

»Weshalb?« fragte Glenda.

»Er könnte ein Zeuge sein, den sie aus dem Weg haben wollen. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

»Wie siehst du das, John?«

Ich stand auf und nickte Suko zu. »Völlig deiner Meinung, Alter. Die werden versucht haben, den Teddy abzuholen. Ich frage mich nur, weshalb sie das getan haben?«

»Aus Sicherheitsgründen.«

Mein Lächeln wurde zum Grinsen. »Die beiden? Oder steckt noch

jemand dahinter?«

»Bestimmt.«

»Wer?«

Suko hob die Schultern. »Ich bin noch nicht dazu gekommen, die Namen durchzugeben. Rechne jedoch damit, daß unser Archiv sie gespeichert hat.«

»Dann mach mal.«

Er ließ Glenda und mich allein. Unsere Sekretärin schüttelte den Kopf.

»Plüschbären«, flüsterte sie, »das will mir nicht in den Kopf. Diese netten, kleinen, niedlichen Tiere. Als Kind habe ich dafür immer geschwärmt.«

»Auch noch als Vierzehnjährige?«

»Wie kommst denn darauf?«

»Nur so, sag es.«

»Nein, das natürlich nicht. Teddybären sind etwas für kleine Kinder, in der Regel.«

»Leider gibt es Ausnahmen davon. Ernie Ryan liebt diese Tierchen, wie ich erfahren habe.«

»Der Sohn von Meg scheint einiges zu wissen.«

Ich hob die Schultern. »Wir werden es sehen, Glenda.«

Suko kam zurück. Er hatte die Auskünfte notiert und schaute mit gerunzelter Stirn auf den Zettel. »Ja, die Namen der beiden waren uns bekannt. Quinton gilt als supergefährlich. Er ist ein Killer der Sonderklasse. Dschungelausbildung und so.«

»Söldner — nicht?«

»Davon gehe ich aus. Kommen wir zu Kumo. Der ist mal in der Terrorszene aufgefallen, hat sich aber dann verdrückt oder ist untergetaucht. Leider nicht mehr.«

Ich zeigte auf das Papier. »Hat man dir auch erzählt, für wen die beiden arbeiten?«

»Leider nicht.«

»Bestimmt nicht auf eigene Rechnung.«

»Davon gehe ich auch aus. Nur bekam ich keine Antwort. Offiziell gibt es keinen Boß. Nicht mal unser Freund Logan Costello wurde erwähnt. Wir stehen vor einem Rätsel.«

Ich hatte nachgedacht. »Der Schwarze war in der Terrorszene bekannt. Ob vielleicht eine politische Gruppe dahintersteckt?«

»Weiß ich nicht.«

»Wir sollten es nicht von der Hand weisen. Du weißt, daß politische Gangstergruppen immer wieder versuchen, sich gewisse Dinge anzueignen. Techniken, neue Forschungsergebnisse, die sie für ihre schmutzigen Ziele einsetzen können.«

»Wohl dann auch die Familie Ryan«, meinte Suko.

»Das könnte möglich sein. Ich bin sowieso dafür, daß wir bei ihr einhaken.«

Suko lachte. »Wir haben auch sonst keine andere Spur. Möglicherweise treffen wir Quinton und Kumo dort wieder. Du hast vorhin von einem Landhaus gesprochen. Wo müssen wir denn hin?«

»In das Bewl-Bridge-Reservat.«

»Kenne ich nicht.«

»Ich aber!« meldete sich Glenda. »Dort ist es wunderschön. Ich habe mal einen Ausflug...«

»Auch einsam?« fragte ich.

»Und wie.«

»Ein ideales Jagdrevier«, kommentierte Suko. »Besonders für Killer und Plüschbären.«

»Vielleicht sollten wir Jason Miller fragen, ob er mehr weiß?«

Suko deutete schräg nach vorn. »Dort steht das Telefon, John. Versuch dein Glück.« Das tat ich auch.

Miller meldete sich zwar, doch er konnte uns keine genauen Auskünfte geben. Von einer Fluchtburg der Ryans hatte er nie gehört.

Ich sprach ihn auch auf Meggys Nervosität an. »O ja, davon hörte ich. Sie... sie muß gelitten haben. Das Geschäft, ich meine die Kneipe, ist ihr wohl über den Kopf gewachsen.«

»Ja, danke. Ach so, noch etwas. Sagen Ihnen die Namen Quinton und Kumo etwas?«

»Natürlich.«

Die Antwort überraschte mich. »Wieso?«

»Mein Bruder hat sie mal erwähnt.«

»Woher kannte er sie?«

»Ich weiß es nicht, keine Ahnung, wirklich. Aber er gehörte nicht gerade zu ihren Freunden. Wenn er von ihnen sprach, war er ziemlich sauer.«

»Tat er das öfter?«

»Nein, nur zweimal. Er muß auch keinen privaten Kontakt mit ihnen gehabt haben.«

»Dann bleibt nur der berufliche.«

»Stimmt.«

»Hören Sie, Mr. Miller, können Sie sich vorstellen, daß Typen wie Quinton und Kumo bei einem Sender arbeiten?«

»Schlecht.«

»Ich auch nicht. Dennoch muß es eine Verbindung geben. Wissen Sie, wer den Sender finanziert?«

»Ja, ein Mann. Er ist zwar kein Medienriese, aber er hat trotzdem ziemlich viel Geld. Er heißt Koonz.«

»Den Namen kenne ich.«

»Na bitte. Fragen Sie mich nicht, was ich von ihm halte. Ich habe noch nie mit ihm zu tun gehabt. Meine Texte hätte er bestimmt nicht angenommen.«

»Jedenfalls danke ich Ihnen.«

»O bitte, gern geschehen.«

Ich legte auf, schaute Glenda und Suko an, wobei ich sagte: »Cyril

F. Koonz, was sagt euch der Name?«

»Ein Medien-Mann.« Die Antwort war von Glenda gekommen. »Einer, der sich heimlich an verschiedenen Sendern beteiligt. Außerdem besitzt er Rechte an zahlreichen alten Filmen, die er weltweit verkauft.«

»Gratuliere, Mädchen.« Ich klatschte in die Hände. »Und woher haben Madame Ihr Wissen?«

»Ganz einfach.« Glenda lächelte spitzbübisch. »Man braucht nur die Zeitungen zu lesen.«

»Ja, wenn man Zeit hat.«

»Bill müßte noch mehr wissen«, sagte Suko.

Ich winkte ab. »Laß ihn aus dem Spiel. Wir werden uns um Koonz kümmern.«

»Nicht um die Ryans?«

»Um die auch.«

»Das ist eine Menge Arbeit. Außerdem ist nicht gesagt, daß Koonz mit dem Fall etwas zu tun hat.«

»Nein, das nicht. Aber es deutet einiges darauf hin. Denk mal nach. Die beiden Killer arbeiten möglicherweise für ihn. Ein Moderator der Sendung Lüge oder Wahrheit wird umgebracht. Es werden Teddys verschickt oder auch nicht. Ein bißchen zuviel Koonz, findest du nicht auch?«

»Ja, ja, es kommt schon einiges zusammen.«

»Das meine ich auch.«

»Sollen wir uns den Knaben näher anschauen?«

»Wäre nicht schlecht.«

»Vor oder nach unserer Fahrt in die Natur?«

»Koonz hat sein Büro bestimmt in London. Wir werden vorher zu ihm fahren.«

»Wie du willst, John...«

Koonz hatte Zeit für uns, und ich muß ehrlich gestehen, daß er mir unsympathisch war. Ich breche sonst nicht so schnell den Stab über einen Menschen. Bei Koonz war das etwas anderes. Er widerte mich an, weil ich an ihm keine menschliche Regung entdecken konnte. Das Essen von Dominosteinen schloß ich dabei aus.

Seine Massen steckten in einem schwarzen Anzug. Unter der Jacke leuchtete das Hemd hellweiß. Er saß in seinem Ledersessel wie ein Buddha und fraß die Würfel aus Schokolade. Daß er dabei schmatzte, irritierte mich noch mehr.

»Viel Zeit habe ich nicht«, sagte er. »Ich muß Geld verdienen und bin kein Beamter.«

»Das wissen wir, Mr. Koonz, deshalb möchten wir Ihre Zeit auch nicht länger als gewöhnlich in Anspruch nehmen. Uns interessiert der Tod eines Ihrer Mitarbeiter.«

»Wer ist das?« Seine Zungenspitze huschte über die dicken Lippen und klaubte dort Schokoladenkrümel ab.

Suko gab die Antwort. »Akim Miller.«

»Ach so, ja.« Koonz hob die Augenbrauen. »Ich habe gehört, daß er verblichen ist. Seine Sendung war nicht schlecht. Die Einschaltquoten lagen gut, aber auch er ist zu ersetzen.«

»Durch wen?«

Koonz schmalzte. »Das muß ich mir noch durch den Kopf gehen lassen. Wir haben einige Leute in unserer Firma, die dafür in Frage kämen. Aber das ist sicherlich nicht Ihr Problem.«

»Stimmt«, sagte ich. »Uns wundert nur, wie er getötet wurde!«

»Ja, es war Mord. Ich hörte davon. Wie hat man ihn denn umgebracht? Revolver, Messer, Gift...?«

»Durch Bißwunden.«

Nach diesem Wort biß Koonz erst einmal in einen Dominostein. »Was Sie nicht sagen? Geriet er in einen Tigerkäfig?«

»Das wäre zu einfach«, erklärte Suko. »Wir nehmen an, daß es

Teddybären waren.«

Koonz hörte auf zu schmatzen. Hatten wir einen empfindlichen Punkt bei ihm getroffen? Fast erschien es uns so. Dann lachte er hart auf und spie gleichzeitig etwas von der Geleemasse aus. »Das haben Sie doch nur geträumt. So etwas gibt es nicht. Stofftiere!« Er schüttelte den Kopf.

»Wollen Sie mich hier zum Narren halten?«

»Bestimmt nicht«, erklärte Suko mit ruhiger Stimme. »Auch ich wurde von einem dieser angeblich so harmlosen Tiere attackiert.« Er drehte den Kopf so, daß Koonz die Pflaster an seinem Nacken erkennen konnte. »Na, was sagen Sie?«

»Das sind Pflaster.«

»Und sie kleben auf einer Wunde.«

Endlich schluckte er die Mundfüllung herunter. Ich sah, daß sich die Haut an seinem Hals bewegte. »Und wenn es hundertmal ein Stoffbär gewesen sein sollte, das interessiert mich nicht. Haben Sie mich verstanden?«

Ich wechselte das Thema. »Woher beziehen Sie eigentlich die Bären für Ihre Sendung?«

»Wir haben einige hundert auf Lager.«

»Das war keine Antwort.«

»Okay, ich weiß es nicht. Wenn die Dinger weg sind, nehmen wir Katzen oder Hunde. Was wollen Sie sonst noch wissen?«

»Die Wahrheit, Mr. Koonz.«

»Die habe ich Ihnen gesagt, verdammt!«

»Dann kennen Sie sicherlich auch zwei Männer namens Quinton und Kumo. Oder nicht?«

»Nein!«

»Sie arbeiten für Sie.«

»Weiß ich nicht.«

»Wir wissen es besser.«

»Dann gehen Sie doch hin und fragen Sie die beiden selbst.« Er schaute auf seine Uhr. »Jetzt entschuldigen Sie mich. Ich habe zu arbeiten. Und wenn Sie wollen, kann ich jedem von Ihnen einen Stoffbären schenken. Wäre das nichts?«

»Danke, wir verzichten«, erklärte Suko.

»Dann auf Wiederschen.« Er grinste zu einem weiteren Dominostein, schob ihn sich in den Mund und zerkaute ihn genußvoll. Wir standen auf und gingen großlos. Im Vorzimmer hämmerte eine ältliche Sekretärin auf einem Schreibcomputer. Ich wollte sie gerade ansprechen, als ihr Chef sie rief.

Wahrscheinlich kannte er die Tricks selbst, wie man einiges erfahren konnte. Der Kerl war mit allen Wassern gewaschen.

»Kalt abgefahren sind wir«, stellte Suko draußen fest. »Sogar eiskalt. Der ist nicht zu packen. Sie ist eine Forelle, die kriegst du nicht mit der bloßen Hand.«

»Ja, er hatte Übung.«

»Und jetzt?«

Ich strich über mein Kinn. »Die Plüschtiere, Suko, liegen ihm schwer im Magen. Hast du seine Reaktion erlebt, als wir das Thema anfangen? Er wurde plötzlich nervös, obwohl er es äußerlich nicht andeutete, aber ich habe was bemerkt.«

»Ich auch.« Suko schaute an der glatten Fassade des Bürohauses hoch.

»Die Plüschtiere sind es nicht allein. Ich kann mir gut vorstellen, daß er auch meine beiden Freunde kennt.«

»Wenn das alles zutrifft, möchte ich gern wissen, welche Verbindung er zu diesen Tieren und damit auch den Ryans hat.«

»Das werden wir herauskriegen, wenn wir zu der Familie fahren. Den Abend in einem Landhaus zu verbringen, kann sehr angenehm sein.«

Da hatte Suko recht. Nur sollte er sich diesmal sehr irren...

Sie sah den langen Gang!

In die Unendlichkeit schien er zu führen. Ohne Anfang, ohne Ende, nur dieser verdammte lange und aalglatte Gang, umgeben von einem ebenfalls glatten Mauerwerk, in dem nur die dunkelrot gestrichenen Türen eine Abwechslung brachten.

Türen, deren Oberfläche aussah wie getrocknetes Blut. Grauenhaft, schlimm...

Dann die Angst. Immer wiederkehrend. Die lange Jagd durch die Endlosigkeit des Hauses, das auf den ersten Blick so anheimelnd war und dennoch das Grauen in sich verbarg.

Sie sah sich rennen. Verfolgt von niemandem und von tausend Monstern zugleich. Von Gedanken, von fürchterlichen Botschaften, von einem gellenden Lachen.

Der Tod...

Sie stöhnte auf, aus dem Stöhnen wurde ein Wimmern, das ein anderes Geräusch unterbrach.

Ein hartes Klopfen riß sie zurück in die Wirklichkeit. Sie öffnete die Augen, schaute nach links und sah hinter der beschlagenen Scheibe das verschwommen wirkende Gesicht.

Sie öffnete die Tür.

»Was ist denn los, Meg? Was hast du?«

Die kalte Luft tat ihr gut. Meg wischte über ihr Gesicht. Sie spürte den Schweiß, die Anstrengung mußte ihre Züge gezeichnet haben.

»Ich habe nichts, Mutter, gar nichts.«

»Dann kannst du ja aussteigen und mir helfen.«

»Gern.«

Meg Ryan quälte sich aus dem Wagen. Ihre Beine zitterten, in den Knien hatte sie ein weiches Gefühl. Sie standen auf dem Parkplatz des Supermarktes am Ortsausgang Flimwell. Der Nachmittag war fast vorbei. Die Zeit zwischen Tag und Dämmerung brach an. Wer

jetzt einfuhr, bei dessen Wagen leuchteten bereits die Scheinwerfer wie gelbe Glotzaugen, deren Strahlen über den feinen Schotter strichen. Meg lehnte sich an die Kante der offenen Tür. Sie war eine hochgewachsene Frau mit dunkelblonden Haaren und einer solariumbraunen Haut. Sie trug einen hellgrünen Mantel, darunter Rock und Pullover. Besonders schlank war Meg nicht, doch bei ihr saß alles an der richtigen Stelle. Mit ihrem Gesicht war sie nicht zufrieden. Sie fand ihren Mund zu breit, die Nase war zu groß, aber niemand konnte sich malen, außerdem sah die Mutter fast ebenso aus, wenn auch ihre Haut bereits von Falten und Altersflecken gezeichnet war. Celia reichte ihrer Tochter knapp bis an die Schulter, glich allerdings einem Energiebündel.

Mißtrauisch wanderten ihre Blicke über Meggy hinweg. »Was ist los? Hattest du wieder diese Träume?«

»Ja.«

»Du mußt dagegen angehen, Mädchen.«

»Es klappt nicht. Sie kehren immer wieder und sind jedesmal intensiver.«

»Unsinn. So etwas wirst du doch packen. Dein Lokal kannst du vergessen, das Landhaus...«

»Ist schlimm!«

Celia Ryan trat einen Schritt zurück. »Wie bitte?«

»Ich habe Angst davor, Mutter. Die langen Gänge, die Türen, nur wir drei Personen. Das paßt alles nicht zusammen. Außerdem kann ich nicht mehr auf den See schauen. Immer wenn ich dessen dunkle Fläche sehe, habe ich das Gefühl, hineingehen zu müssen.«

»Jetzt reiß dich bitte zusammen, Meg. Wir müssen einladen. Ich will nicht erst in der Nacht ankommen.«

»Ja, ist gut.« Müde ging Meg hinter ihrer Mutter her, bis zum Heck des Wagens. Sie fuhren einen grünen Ford Kombi, dessen Ladefläche einiges aufnehmen konnte.

Celia hatte zugeschlagen und einen der fahrbaren Einkaufswagen mit Lebensmitteln vollgepackt. Meg schüttelte den Kopf. »Wer soll das alles essen?«

»Wir!«

»Das ist zuviel.«

»Glaubst du denn, ich will übermorgen schon wieder einkaufen. Für eine Woche reicht es. Außerdem hat mich dein Sohn gebeten, richtig einzukaufen.«

»Weshalb?«

»Er erwartet Besuch.«

»Und wer kommt?«

Celia begann damit, die Waren vom Einkaufswagen in den Kombi zu packen. »Das hat er mir leider nicht gesagt. Wahrscheinlich Freunde von ihm. Wir werden sehen.«

»Nun ja, ist gut.« Tief atmete Meg durch. Sie fühlte sich noch immer matt und angeschlagen. Wenn sie sich bückte und rasch wieder hochkam, überfiel sie ein gewisser Schwindel.

Ganz im Gegensatz zu ihrer Mutter, die zweiundzwanzig Jahre älter war als sie. Mit ihren 60 Jahren bewies sie noch eine Topform und bewegte sich geschmeidig.

Meggy liebte und haßte ihre Mutter. Hassen deshalb, weil sie immer besser war als die Tochter. Die machte ihr in allem etwas vor. Celia schaffte die unmöglichsten Dinge. Sie war besser als eine Jüngere, das ließ sie Meg auch spüren. Sogar den Karton mit Konserven wuchtete sie hoch und auf die Ladefläche.

»Warte, ich helfe...«

»Nicht doch, Meg, das schaffe ich schon.«

»Ja, ich weiß!«

Celia hielt den rechten Arm hoch. Ihre Finger umklammerten die Griffe der Klappe. »Was soll der Ton denn?«

»Ich wollte dir nur sagen, daß du besser bist. Du zeigst es mir auch

immer. Denk an deinen Enkel, der ist schon genauso wie du. Er ist dir mehr zugetan als mir.«

»Ist das ein Wunder, Meg? Schließlich habe ich mich besonders um ihn gekümmert. Deine Zeit war immer begrenzt, auch später, als du das Lokal eröffnet hast.«

»Ich hatte dich ja als Stütze!« sagte sie sarkastisch.

Celia hämmerte die Klappe zu. »Da hast du recht, meine Liebe. Jetzt fahren wir, und ich werde das Steuer übernehmen.«

»Wie du willst, Mutter!«

Celia drehte ihrer Tochter den Rücken zu. Mit forschen Schritten steuerte sie die Fahrertür an. Ein Helfer kam und holte den leeren Einkaufswagen ab.

»Steig schon endlich ein, Meg! Ich möchte hier nicht festwachsen!« Celia hatte den Motor bereits angelassen und startete, kaum daß ihre Tochter die Tür geschlossen hatte.

Um ihr Landhaus am See zu erreichen, brauchten sie nicht durch den Ort zu fahren. Es gab da eine Umgehungsstraße, allerdings mehr einen besseren Feldweg. Er führte an der Südseite der kleinen Stadt vorbei, schlug einen Bogen und mündete in die normale Zufahrtstraße, die auch durch das große Reservat führte, dessen Mittelpunkt der kleine See bildete.

Hier sollte die Natur noch in Ordnung sein. In der Nähe befand sich so gut wie keine verschmutzende Industrie, und auch London war weit genug weg, um von dessen Schadstoffausstoß nicht belästigt zu werden.

»Wie lange wirst du auf dem Land bleiben, bevor du die Gaststätte wiedereröffnest?«

Meg schaute gegen die Scheibe, die allmählich beschlug, denn draußen war es sehr kalt.

»Ich habe dich etwas gefragt!«

»Das weiß ich.«

»Und?« Celia schaltete das Gebläse ein. Sie tat immer das Richtige, dachte Meg. So war es schon früher gewesen, als sie Ernie an sich gerissen hatte. Der Junge war ohne Vater aufgewachsen. Der Mann, mit dem Meggy sich eingelassen hatte, war bei Nacht und Nebel verschwunden und hatte sie mit dem Jungen sitzenlassen.

»Ich habe das Lokal übergeben, Mutter!«

»Was heißt das?«

Meg lachte auf. »Es gehört mir nicht mehr, Mutter. Ich bin es los, verstehst du?«

Celia Ryan trat derart heftig auf die Bremse, daß es ihre Tochter nach vorn schleuderte. Der Gurt hielt sie zum Glück. Sie federte wieder zurück und hörte die leise gesprochene Frage ihrer Mutter. Allerdings gefährlich leise und mit einem drohenden Unterton. »Was hast du getan, Meg? Sag, daß es nicht wahr ist.«

»Doch, es ist wahr. Ich habe das Lokal übergeben. Meine ehemaligen Angestellten...«

»Das kannst du nicht tun!« Celia schlug hart auf den Lenkradring. »Bist du denn verrückt?«

»Nein, Mutter. Ich würde verrückt werden, wenn ich weitergemacht hätte. Ich kann den Streß nicht mehr aushalten. Außerdem hat der Laden mir gehört, denk daran.«

»Ja, von meinem Geld konntest du ihn kaufen.«

»Ich werde dir die Summe aus dem Verkaufserlös zurückzahlen. Sogar mit Zinsen.«

»Darauf verzichte ich. Mach den Vertrag rückgängig-«

»Niemals!«

»Ach nein?« Sie beugte sich zur Seite, streckte Meggy ihren Arm entgegen und legte die Fingerspitzen unter das Kinn ihrer Tochter, das sie leicht anhob. »Jetzt hör mir mal genau zu, Meg! Du bist zwar meine Tochter, aber alles kann ich mir nicht bieten lassen. Ich hätte gern gesehen, wenn du so geworden wärest, wie ich bin. Das bist du

nicht. Mit zunehmendem Alter bist du immer schwächer geworden. Du hast keinen inneren Halt. Deine Träume, die Halluzinationen, das alles ist nicht von ungefähr gekommen. Du bist hilflos, Meggy. Ich muß dich stützen. Du kommst auch mit deinem Sohn nicht zurecht.«

»Weil du ihn mir...«

»Das stimmt nicht, was du sagen willst. Ernie hat genau gemerkt, wer das Sagen hat. Er ist ein ungewöhnlicher Junge, er braucht jemand, der ihn unterstützt. Wir haben viel mit ihm vor.«

»Ich nicht — du!«

»Stimmt. Ich werde ihn leiten. Ich habe alles in die Wege geleitet. Ernie ist unser Kapital.«

Meg nickte. »Du wirst ihn ebenso kaputtmachen, wie du mich kaputtgemacht hast. Ich kenne das.«

»Nein, wir werden gewinnen. Wir haben schon gewonnen. Ernie hat es geschafft.«

»Was denn?«

Celia lachte. »Das wirst du schon merken. In den nächsten Tagen ändert sich einiges in unserem Leben. Denk an deine Träume. Manchmal werden sie wahr.«

»Wie meinst du das?« fragte Meggy flüsternd. Sie bewegte unruhig ihre Hände.

»Durch deinen Sohn.«

Meg wischte Schweiß von ihrer Stirn. »Soll das heißen, daß er mit meinen Träumen etwas zu tun hat?«

»So ist es.«

»Vielleicht stimmt es, Mutter. Ich habe ihn oft gesehen, aber nicht als meinen Sohn, sondern als menschliches Monster. Er strahlte etwas Fürchterliches aus, etwas Widerliches...«

Celia lachte nur. Sie genoß es, diese Worte zu hören. Dann startete sie den Wagen. Scharf rollte der Ford an. Die Hinterräder schleuderten den Schotter in die Höhe.

Meggy Ryan schwieg. Auch ihre Mutter sagte nichts. Hätte jemand die Frauen beobachtet, er hätte glauben können, daß hier zwei fremde Personen nebeneinander saßen.

Die Lichter von Flimwell waren weit hinter ihnen zurückgeblieben. Zudem nahm ihnen eine Hügelkuppe die Sicht. Die Straße drang ein in die Einsamkeit des Reservats.

Celia schaltete das Radio ein. Es lief Werbung. Hundefutter wurde angepriesen.

Die Straße schien sich zu einem dunklen Strich zu verengen. Eine optische Täuschung war das. Dichter Wald rückte zu beiden Seiten bis an die Fahrbahn heran.

Celia Ryan war bester Laune. Die Werbung war durch Musik ausgetauscht worden, und sie piffte die Melodie mit, die aus den beiden Lautsprechern drang.

Meggy mochte es nicht, sie schloß die Augen und hätte sich am liebsten noch die Ohren zugehalten.

Auf der linken Seite blieb der Wald. Dunkel, dicht und in Bewegung, denn ständig verloren die Bäume ihr Herbstlaub. Rechts bekam das Gelände ein anderes Gesicht. Es wurde flach, und etwas weiter entfernt schimmerte eine dunkle Fläche der Finsternis.

Es war der See...

»Du hast von einem Besuch gesprochen, Mutter. Wann wird er bei uns eintreffen.«

»Im Laufe des Abends.«

»Darf ich wenigstens erfahren, um wen es sich handelt?«

»Es sind drei Männer.«

»Wie nett.«

»Bilde dir nur ja nicht ein, daß du sie anmachen kannst...«

»Mutter, hör auf!«

»Schon gut, Mädchen. Sei nicht so sensibel. Sie kommen in geschäftlichen Dingen. Ich stehe schon lange mit ihnen in

Verbindung. Außerdem wollen sie etwas von deinem Sohn. Es ist ungemein wichtig für sie. Ich zähle ihn zu den wichtigsten Menschen auf der Welt.«

»Das ist übertrieben.«

»Nein, Meggy, ist es nicht. Du wirst es in den nächsten Stunden erleben. Diese Nacht ist wichtig. Was bisher geschah, war nur Vorgeplänkel, der große Schlag erfolgt noch.«

»Wie sieht er aus?«

»Liebe Meg, das werde ich dir nicht auf die Nase binden. Vielleicht wirst du es erleben, vielleicht wird man auch gnädig mit dir sein.«

»Was soll das bedeuten?«

»Deine Träume umfassen dich. Er wird sie dir schicken. Ich habe es ihm gesagt.«

»Moment mal, von wem sprichst du?«

»Von Ernie natürlich.«

»Was hat er mit meinen Träumen zu tun?«

»Kind, stell dich doch nicht so dumm an. Er ist dafür verantwortlich. Hast du das nicht gewußt?«

»Nein, nein!« Sie schwieg und schüttelte den Kopf.

»Mein Sohn soll mir die Träume geschickt haben? Du bist wahnsinnig, Mutter!«

»Ich bin ein Realist. Was ich dir gesagt habe, stimmt bis aufs Detail.«

Meggy schlug die Hände vor ihr tränennasses Gesicht. Sie schluchzte und schluckte. Gleichzeitig spornte sie sich selbst an. Reiß dich zusammen! Gib keine Schwäche zu! Nicht vor ihr, die so übermächtig ist!

Ihre Mutter war ihr Alptraum. Das gleiche konnte sie auch von Ernie behaupten. Wenn sie die letzten vierzehn Jahre Revue passieren ließ, mußte sie zugeben, daß auch sie schwere Fehler

gemacht und sich nicht um ihren Sohn gekümmert hatte. Ernie war stets lieber zu seiner Großmutter gegangen als zur Mutter.

Bei Celia konnte er auf Verständnis hoffen. Sie hatte ihm gegeben, was er brauchte, sie war immer gut mit ihm zurechtgekommen und hatte die Mutter ihren eigenen Weg gehen lassen.

Einen verdamnten Weg, wenn sie darüber nachdachte. Stets krumm, nie eben. Mehr Tiefen als Höhen. Manchmal, wenn sie das Gefühl gehabt hatte, ganz oben zu stehen, war der Fall um so tiefer gewesen. Wie bei dem Pub.

Mein Gott, sie hatte alles hineingesteckt und nicht auf Warnungen geachtet, aber sie hatte die Belastungen unterschätzt, die einfach zu groß gewesen waren.

Aus — vorbei.

Ein psychisches Wrack war sie geworden. Geplagt von furchtbaren Träumen. Von einem Druck, der in der Nacht nie weichen wollte. Wie ein riesiges Tier hockte der Alp auf ihrer Brust, erschwerte das Atmen und sorgte dafür, daß die Funktionen ihres Körpers reduziert wurden. Schreckliche Träume, in denen sie die Hauptrolle spielte. Sie wurde gejagt, durch eine endlose Weite und Leere. Das Gefühl, sich auf einem gegen die Laufrichtung bewegenden Fließband abzustrampeln, war immer da gewesen.

Ernie sollte ihr die Träume geschickt haben. Konnte das wahr sein — stimmte so etwas? Sie wollte es einfach nicht glauben. Meg kannte auch ihre Mutter. Die hatte es nicht nötig, sie anzulügen. Es mußte die Wahrheit sein.

Sie ließ die Arme sinken. Das Gesicht lag wieder frei. Tränen hatten feuchte Spuren auf den Wangen hinterlassen.

Celia warf ihr einen Blick zu. Der schmale Mund war zu einem Lächeln verzogen. »Na, Tochter, hast du dich wieder beruhigt?«

»Nein.«

»Nimm es hin!«

Meg ballte die Hand und drosch die Faust gegen die Verkleidung des Armaturenbretts. »Ich will es nicht hinnehmen, verflucht! Ich kann es einfach nicht. Begreifst du das? Ernie ist mein Sohn...«

»Na und?«

»Was heißt das?«

»Er wird seine Gründe gehabt haben, um dermaßen zu handeln. Glaube es mir, Meg, Ernie ist etwas Besonderes. Du darfst jetzt nicht den Fehler machen, egoistisch zu reagieren. Er gehört dir nicht allein. Ein dermaßen ausgefallener Mensch muß einfach der Allgemeinheit gehören, wenn du verstehst.«

»Niemand gibt sein Kind freiwillig ab.«

Die folgende Frage der Mutter schockte Meg. »Hat dir der Sohn schon jemals gehört?«

Meggy wollte antworten, allein sie konnte es nicht. Sie starrte durch die Scheibe des langsam fahrenden Wagens, sah die Dunkelheit und das Licht wie Symbole aus ihrem Leben, denn auch hier überwog die Finsternis. Ja, Celia hatte nicht einmal unrecht, wenn sie es genau überlegte. Es mußte stimmen. Ernie hatte ihr nie richtig gehört. Sie waren stets andere Wege gegangen. Allerdings fragte sie sich, ob sie es noch schaffen konnte, daran etwas zu ändern. Den Sohn wieder auf ihre Seite zu ziehen, zurückzuholen. Das wäre der Idealfall gewesen. Ernie und seine Großmutter hatten Pläne geschmiedet. Die Mutter kam darin kaum vor. Sie war ein lästiges Anhängsel, aber das wollte sie nicht bleiben. Nein, irgendwann erreichte ein jeder die Stelle, an der die Grenze lief. So war es auch bei ihr. Sie piffte auf die Träume, die noch nicht vorhanden waren. Sie würde in der kommenden Nacht auch nicht schlafen. Es sollte die entscheidende werden. Vielleicht gelang es ihr, sie herumzudrehen und ein Leben zu führen, wie es sich gehörte. Da würde sie Celias Anwesenheit nur stören.

»Halt an, Mutter!«

»Und dann?«

»Ich will hier raus!«

»Wie?«

»Hast du mich nicht verstanden, Mutter?« Meg sprach gegen die Scheibe. Sie wollte Celia nicht anschauen.

»Das ist doch Unsinn! Wir sind in wenigen Minuten am Haus. Da kannst du aussteigen!«

»Ich will es aber jetzt!« schrie Meg. »Nein!«

Noch vor einer halben Stunde hätte sie genickt und der Mutter recht gegeben. Das aber war vorbei. Meg hatte sich innerlich gewandelt, sie wollte nicht nur ein Anhängsel sein. »Gut, Mutter, du hast es nicht anders gewollt.«

Bevor Celia sich versah, hatte sich ihre Tochter nach rechts gebeugt und mit einem zielsicheren Griff den Zündschlüssel gepackt und aus dem Schloß gezogen.

»Bist du verrückt geworden, du...?« Celia trat auf die Bremse. Sie ließ den Wagen nicht ausrollen.

Meg umklammerte den Schlüssel mit der Faust. Aus leuchtenden Augen schaute sie der Mutter ins Gesicht. »Hier habe ich ihn. Es ist mein Sieg.«

Celia Ryan blieb gelassen. »Okay, Meggy, ich gönne ihn dir.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust — wie Meg diese Geste haßte — und sagte wieder: »So, jetzt stehen wir hier und warten.«

»Ich steige aus!«

»Das heißt, du verläßt den Wagen!«

»Was sonst?«

»Man kann den Begriff aussteigen auch anders bewerten. Aber das wirst du nicht mehr können, Meg. Du hängst mit drin. Du wirst erleben müssen, wie großartig dein Sohn ist. Aber ich möchte dich trotzdem warnen, Meggy.«

»Wovor?«

»Vielleicht ist es gar nicht gut, wenn du den Wagen verläßt. Er ist ein relativ sicheres Versteck, eine eigene Welt für sich. Draußen lauert nicht nur die Dunkelheit, es könnten auch Gefahren unterwegs sein, von denen du bisher verschont geblieben bist.«

»Was meinst du damit?«

»Laß uns zum Haus fahren, Meg!«

»Nein!« keifte sie.

Celia nickte. Sehr bedächtig hob sie den Arm und deutete mit der Zeigefingerspitze nach vorn. Sie standen in einer weitgeschwungenen Kurve. Danach hätten sie schon das Haus sehen können, doch soweit kam es nicht. Meg wollte sich nicht mehr bevormunden lassen und drückte die Tür auf.

»Da sind sie!«

Drei Worte ließen Meg zusammenzucken. Sie hatte auch den Gurt noch nicht gelöst. Jetzt schaute sie nach vorn und sah die Person, die ihre Mutter gemeint hatte.

Es war ein Teddybär!

Wie er auf die Motorhaube gekommen war, konnte Meg nicht sagen. Jedenfalls hockte er dort und starrte durch die Scheibe in den Wagen. Ein breites Gesicht, abstehende, große Ohren, angewinkelte Arme und Beine und Augen, die wie böse, dunkle Kugeln in das Gesicht hineingedrückt worden waren. Nun öffnete er den Mund. Kinder hätten bei ihm von einem Mäulchen gesprochen. Nur war es das leider nicht. Dafür ein Maul, ein widerlicher Schlund, mit hellen, scharfen, Killerzähnen.

»Willst du noch immer raus, Tochter?«

»Ja, ich...«

»Der Kleine wird dich zerbeißen, Kind. Er mag es nicht, wenn in dieser Nacht alles anders läuft. Sieh dir sein Maul an, die Zähne, die haben Kraft und Stärke, sage ich dir. Damit tötet er. Unser kleiner Teddy ist eben etwas Besonderes, weil er lebt.«

»Wer hat ihn auf die Haube geworfen?«

Celia lachte ihre Tochter an. »Ich bitte dich, Meg, sei nicht so dumm. Niemand hat ihn auf die Haube geworfen. Er ist gesprungen. Er kam von allein.«

»Aha...« Sie lachte danach schrill.

Ihre Mutter nickte. »Ja, meine Liebe. Er war plötzlich da. Schoß in die Höhe, hatte auf uns gewartet. Aus der Finsternis kam er hervor. Wie ein kleiner Tiger...«

»Ich gehe jetzt!«

Celia drehte sich nach links und legte ihrer Tochter eine Hand auf die Schulter. »Lieber nicht, mein Kind. Bleibe bitte bei mir im Wagen. Ich kann sonst für nichts garantieren.«

Meg empfand die Berührung als unangenehm. Sie hob die Schultern an, als würde sie frieren. »Laß mich in Ruhe, Mutter, und faß mich bitte nicht an! Ich habe mich entschlossen, meinen eigenen Weg zu gehen, verstehst du das?«

»Jetzt nicht mehr, Kind. Du hättest dich früher entscheiden müssen. Die Würfel sind gefallen. Es ist zu spät.«

Meg starrte durch die Scheibe, die vom Atem beschlagen war. Die Gestalt des Teddys verwischte. Meg wollte sie einfach nicht mehr zur Kenntnis nehmen. Mit einer entschlossenen Bewegung drückte sie auf den roten Knopf des Gurtlösers. Er schwang hoch, sie war frei, hörte ihre Mutter tief atmen und dann sprechen.

»Meg, bitte, du...«

»Sag nichts mehr, Mutter! Sag überhaupt nichts mehr. Ich habe mich von dir gelöst, in diesem Augenblick endgültig.« Sie wollte ihr nicht ins Gesicht schauen, konnte es auch nicht.

»Dann gib mir wenigstens den Wagenschlüssel, Meg!«

»Hier hast du ihn!« Sie schleuderte ihn in den Fond, enttäuscht über die Worte ihrer Mutter. Sie hätte ja sagen können, es wird alles wieder gut, aber das hatte sie nicht getan.

Warum auch? Sie hatte ja Ernie!

Meg wuchtete die Beine herum, stieg aus dem Wagen in die Kälte und rammte die Tür zu.

Sofort startete Celia. Allerdings nicht so schnell, als daß ihre Tochter nicht einen Blick auf die Haube hätte werfen können. Der Teddybär war verschwunden!

Eigentlich hätte sie lachen und sich freuen müssen, statt dessen bekam sie Beklemmungen und Angst, als sie dem Wagen nachschaute, dessen Heckleuchten jenseits der Kurve von der Dunkelheit verschluckt zu werden schienen.

Meggy Ryan fror. Eigentlich hätten jetzt die Depressionen kommen müssen, die Vorwürfe und auch die Entschuldigungen — nichts dergleichen geschah. Meg fühlte sich irgendwie besser, als wäre es ihr gelungen, über den eigenen Schatten zu springen. Sie hatte eine Zäsur gemacht, einen harten Einschnitt, und nicht mehr auf ihre Mutter gehört. Sie war den eigenen Weg gegangen und konnte auch die Beklemmungen abschütteln.

Meg schaute zum Himmel.

Wolken türmten sich dort. Dunkle Gebilde, begrenzt, so daß auch freie Flächen entstanden waren und Sterne ihr blasses Licht verschenkten. Den Mond sah sie nicht, dafür spürte sie den Wind, der ihr ins Gesicht blies und den Geruch des verfaulten Laubs mitbrachte. Rechts lag der See als dunkle Hache. Von dort wehten blasse Fahnen heran. Es geschah selten, daß sich am Wasser kein Nebel bildete. Bis auf das Fallen der Blätter entstand keine Bewegung um sie herum. Sie raschelten geheimnisvoll, als würden sie ihr etwas zuflüstern wollen. Mut machen oder sie warnen.

Meg schaute sich um.

Zu beiden Seiten lief die schmale Straße in die Finsternis hinein. Sie schien das Asphaltband regelrecht schlucken zu wollen wie ein

gieriges Ungeheuer.

Die Lichter von Flimwell waren längst verblaßt, verborgen unter der dunklen Decke der Nacht.

Meg wollte die nächsten Stunden nicht im Freien verbringen. Sie würde schon zum Landhaus zurückkehren, allerdings auf ihre Weise, denn sie wollte endlich erkennen, was dort ablief, welches Spiel ihre Mutter und ihr eigener Sohn mit ihr trieben.

Wieder dachte sie an das Plüschtier.

Deutlich sah sie das Gesicht, die brutalen Augen, das Maul, die Zähne, Mordgier im Blick...

Eine Gänsehaut lief über ihren Rücken. Ernie hatte Plüschtiere geliebt. Er war mittlerweile vierzehn geworden. Andere Jungen hatten da ihre Cliques, versuchten die ersten Schritte zur Selbstverwirklichung, aber Ernie hockte zumeist in seinem Zimmer und spielte mit den Kuscheltieren. Freunde hatte er nie gehabt. Bei einem Versuch waren die anderen Jungen nur einmal gekommen, danach nie wieder. Meg fiel ein, daß sie ihren Sohn überhaupt nicht kannte. Sie wußte nicht, was er dachte, fühlte, nur die Worte ihrer Mutter würde sie nie vergessen. Celia hatte es stets geschafft, Ernie zu charakterisieren. Für sie war er ein besonderer Junge gewesen, einer, der beschützt werden mußte, nur wegen seiner Einmaligkeit.

»Wenn er will, kann er Welten aus den Angeln heben!«

Diesen Satz hatte Celia mal mit allem Ernst gesagt. Meg hatte darüber nur lachen können, das war nun nicht mehr der Fall. Sie wollte hinter das Geheimnis ihres Sohnes gelangen.

Die Frau drehte sich um — und blieb abrupt stehen. Der Teddy saß mitten auf der Straße und glotzte sie an. Seine dunklen Augen schimmerten böse, das Maul stand offen, die mörderischen Zähne leuchteten wie ein Kranz, und auch die Mordgier war nicht verflogen.

Meggy schluckte. »Nein!« keuchte sie. »Nein, verdammt! Was

willst du hier, du verfluchter...?«

Er reagierte nicht.

Sekunden verstrichen. Du bist eine andere, hämmerte sich Meggy ein. Du darfst dich nicht mehr fertigmachen lassen. Du hast dich von deiner Mutter befreit. Zeie ihm, was du kannst. Sie tat es. Der erste Schritt war noch unsicher gesetzt worden, der zweite wesentlich sicherer, der dritte ebenfalls, die Distanz schmolz, und der Teddy rührte sich nicht.

Beide standen sich auf der Straße gegenüber. Bodennebel wehte heran, umspielte die Beine der Frau und auch den Körper des Kuscheltiers, das plötzlich in die Höhe sprang.

Es stieg aus dem Nebel wie ein kleines Phantom, war durch nichts aufzuhalten und jagte auf die Frau zu.

Es wäre ihr an die Kehle gesprungen, aber Meg bekam im letzten Moment die Arme hoch.

Das Plüschtier wuchtete dagegen. Bisse drangen durch den Mantelstoff. Meg spürte sie in der Haut, schrie vor Schreck und drehte sich auf der Stelle, um den Teddy abzuschütteln.

Es war ein verzweifelttes Bemühen und von keinem Erfolg gekrönt. Das Plüschtier hatte eisenhart zugebissen, es ließ auch nicht mehr los und Meggy sah nur eine Chance.

Sie rannte auf den Waldrand zu, während das Tier versuchte, an ihrem Arm in die Höhe zu klettern und die Kehle zu erreichen. So weit ließ es Meg nicht kommen.

Sie hatte die ersten Bäume erreicht und wuchtete die Plüschgestalt mehrmals gegen die rauhe Rinde des Stamms.

Sie hörte ihn schreien. Der Körper zitterte, wurde eingedrückt bei jedem Treffer, aber er ließ nicht los.

Meg gab ebenfalls nicht auf. Sie krümmte die Finger der Linken zu einer Klaue und hieb sie in den Nacken des Plüschtiers. Eisern hielt sie fest und riß ihn zurück.

Dieses harte Zerren hatte Erfolg. Obwohl die Zähne noch zubissen, gelang es ihr, sich zu befreien. Der plötzliche Ruck hätte sie beinahe von den Füßen gestoßen. Sie taumelte und prallte mit dem Rücken gegen einen Baumstamm.

Der rechte Ärmel bestand an seinem unteren Ende nur mehr aus Fetzen, aber sie hatte es geschafft.

Frei, endlich frei!

Meg schüttelte den Kopf. Das Plüschtier lag irgendwo vor ihren Füßen im Unterholz, das sich aus hohem Gras, Unkraut, Farnen und abgefallenen Blättern zusammensetzte.

Der Wind streichelte und bewegte es, den Teddy sah sie in den nächsten Sekunden nicht.

Sicherheitshalber ging sie zurück. Die Stelle, wo das Plüschtier verschwunden war, verschwamm allmählich vor ihren Augen. Doch wieder bewegte es sich.

Diesmal nicht durch den Wind!

Das braune Kuscheltier sprang hervor. Wie ein teuflischer, tollkühner Gnom fand es seinen Weg und wollte ihr an die Kehle. Die Entfernung war zu groß, der Sprung reichte nicht aus, allerdings wußte Meg jetzt Bescheid.

Diese mordgierige kleine Bestie hatte nicht aufgegeben. Sie würde auch weiterhin versuchen, an die Kehle der Frau zu gelangen. Meg mußte fliehen.

Am besten wäre es für sie gewesen, in den Ort zu laufen, das aber wollte sie nicht. Nein, nicht noch einmal kneifen. Im Haus lebte ihre Familie, ihr Sohn, die Mutter. Sie mußten ihr einfach über dieses Grauen Auskunft geben.

Mit wenigen Schritten hatte sie die Straße erreicht und hetzte in die Richtung, in die auch der Wagen verschwunden war. Wenn sie sich beeilte, hatte sie das Ziel in wenigen Minuten erreicht. Glücklicherweise trug sie Schuhe mit flachen Absätzen. Und langsam

war Meggy noch nie gewesen.

Der offene Mantel wurde zur Beute des Windes und wehte hinter ihr her wie eine Fahne. Die Kälte drang gegen ihr Gesicht. Sichtbar stand der Atem vor ihren Lippen, und seine warmen Wolken strichen an ihrer Haut entlang.

Der Teddy war nicht zu sehen, als sie während des Laufens einen Blick über die Schulter warf. Nichts außer ihr bewegte sich auf dem grauen Asphaltband der Straße.

Tatsächlich nichts?

Beim nächsten Zurückschauen sah sie den hellen Schein. Er riß ein großes, weißes Loch in die Dunkelheit, ähnlich wie eine Wolke, die auf Wandschaft ging. Da kam ein Wagen!

Meggy Ryan vergaß ihre Sorgen und überlegte, wer um diese Zeit noch diese Strecke fahren konnte und was sein Ziel war. Eigentlich gab es da nur eins.

Das Haus, in dem sie lebte!

Hatte Celia nicht von einer gewissen Veränderung gesprochen, die in dieser Nacht erfolgen würde? Sie war nicht näher darauf eingegangen, nur konnte sich Meggy gut vorstellen, daß die Veränderung mit der Ankunft des Fahrzeugs zu tun hatte.

Ein Instinkt sagte ihr, daß es Zeit wurde, die Straße zu verlassen. Sie wollte nicht, daß man sie entdeckte. Obwohl sie Furcht vor dem dunklen, dichten Wald spürte, schlug sie sich keuchend nach links in das Unterholz und zwischen die Bäume.

Dort kauerte sie nieder und wartete ab, was folgen würde. Das Licht kam näher. Der Motor des Fahrzeugs war nicht zu hören, dafür das Schmatzen der Reifen auf dem grauen Asphalt.

Es war ein großes Fahrzeug, kein einheimisches Fabrikat, ein Ausländer. Möglicherweise ein Amerikaner. Nur das Licht sah sie, das auch die Bäume des Waldrandes erreichte und sie gespenstisch bleich anhauchte. Das Unterholz, veränderte sich zu geheimnisvollen

Figuren, die ihre bleichen Gespensterarme in die Höhe reckten. Er war da — und vorbei.

Meggy hatte nicht erkennen können, wer in diesem Fahrzeug saß. Möglicherweise mehrere Personen. Sie wartete einige Sekunden ab, bevor sie sich erhob und wieder zurück auf die Straße ging. Der Wagen war nicht mehr zu sehen. Dafür das Licht. Es blieb an einer bestimmten Stelle.

Für Meggy ein Zeichen, daß dieses unbekannte Fahrzeug angehalten worden war.

Da kam für sie nur ein Ziel in Betracht.

Ihr Haus!

Sie strich mit der Handfläche über den feuchten Mantelstoff, ohne den Schweiß loswerden zu können. Welches Spiel trieb ihre Mutter? Wen hatte sie eingeladen?

Meggy mußte es wissen. Nur würde sie nicht auf dem normalen Weg ins Haus gehen. Es gab noch andere, Hintertüren, zu denen sie die Schlüssel besaß.

Wer so reagierte wie ihre Mutter, der mußte einfach etwas zu verbergen haben. Eine andere Möglichkeit kam für Meggy nicht in Betracht. Sie räusperte sich einige Male, weil die Kälte in ihrer Kehle kratzte. Den Teddy hatte sie vergessen, die Menschen interessierten sie mehr. Meg folgte dem Wagen.

Bereits nach einer halben Minute Fußweg lösten sich die Umrisse des Landhauses aus der Dunkelheit. Es war ein ziemlich großes Gebäude, allerdings aus Holz errichtet. Stützpfeiler hielten das Dach einer breiten Veranda, auf die das Licht aus den Fenstern strömte und sie mit einem gelben Schein übergoß.

Meggy blieb nahe des Hauses im Schatten stehen. Drei Gestalten sah sie vor der Tür auf der Veranda. Ein Mann fiel ihr besonders wegen seiner Körperfülle auf.

Und sie hörte die Stimme ihrer Mutter. »Ah, meine Herren, da sind

Sie ja endlich. Ich habe sie bereits sehnsüchtig erwartet.«

»Ist alles vorbereitet?« fragte der Schwergewichtige.

»Natürlich, Mr. Koonz.«

Ein Name war gefallen. Meg dachte nach, ob sie ihn schon gehört hatte. Nein, der war ihr fremd. Sosehr sie auch überlegte, sie kannte keinen Koonz.

Dann fiel die Für zu. Die drei Besucher waren verschwunden - wie ein Spuk in der Nacht.

Meggy Ryan blieb bei ihrem Vorsatz, nicht den normalen Eingang zu nehmen, sondern durch die Hintertür zu kommen. Deshalb schlug sie einen Bogen und gelangte auf das Gebiet, das ihre Mutter stets als den Garten bezeichnete, in Wirklichkeit jedoch nur mehr eine Wildnis darstellte.

Sie gereichte ihr jetzt zum Vorteil, denn Meg bekam die entsprechende Deckung. Die Büsche wuchsen hoch und sperrig. Manchmal sahen sie aus wie dahingestellte Stöcke.

Einen Pfad gab es nicht. Meg wußte aber, wie sie sich dem Haus am besten nähern konnte.

Sie schlug einen kleinen Bogen, geriet unter das Dach blattloser Baumäste, duckte sich und ging scharf nach rechts, so daß sie jetzt in direkter Linie auf die Rückseite des Hauses zugehen konnte, wo ein Fenster hell erleuchtet war.

Es gehörte zum Zimmer ihres Sohnes. Ein sehr großer Raum, den sich Ernie eingerichtet hatte.

Für ihn ein Paradies, in dem er all seine Stofftiere aufbewahrte. Sogar mit ins Bett nahm er sie.

Das Licht reichte bis auf den Boden, wo es verschluckt wurde. Leider lag das Fenster dermaßen hoch, daß Meg ohne Hilfe nicht hineinschauen konnte.

Sie hatte aber Glück, fand einen kantigen, ziemlich hohen Stein und rollte ihn bis dicht an die Mauer. Da er wackelte, kantete sie ihn

nach rechts und bekam einen besseren Stand.

Irgendein Gefühl warnte sie. Meg machte nicht den Fehler, sofort in die Höhe zu schnellen. Sie blieb in ihrer geduckten Haltung, sah sich noch einmal um, denn gerade jetzt war ihr wieder die kleine Plüschbestie eingefallen.

Den Teddy entdeckte sie nicht. Wenn ersieh auf ihre Fersen geheftet hatte, hielt er sich gut versteckt. Nur die Zweige der Sträucher zitterten im leichten Nachtwind.

Die Fensterbank stand außen vor. Auch sie bestand aus Holz, belegt mit einer dünnen Schicht aus Aluminium.

Meg zog sich hoch. Sehr behutsam schob sie ihr Gesicht und damit auch die Augen über die Kante hinweg. In dieser Lage blieb sie, denn sie konnte in das Zimmer schauen.

Drei Lampen verteilten sich dort. Jede von ihnen gab ihr Licht ab. Es durchfloß den gesamten Raum. Fiel auf das Bett, den Tisch, den Schrank, den Fernseher, dessen Bildschirm blaß geblieben war, und leuchtete auch die zahlreichen Stofftiere an.

Sie verteilten sich im Raum. Katzen, Hunde, kleine Robben, Schweine, eine Schlange aus Plüsch, perfekter hätte das Zimmereines kleinen Kindes nicht ausgestattet werden können.

Aber Ernie war nicht mehr klein, er war vierzehn. Er hielt sich in seinem Zimmer auf, dem Fenster drehte er den Rücken zu. Einen Tisch hatte er von anderen Dingen leergeräumt, um Platz für seine Lieblinge zu schaffen. Es waren die Teddybären!

Meg Ryan konnte sie nicht zählen, es waren zu viele. Sie hockten neben-und aufeinander, bildeten einen regelrechten Berg und hätten ausgereicht, um einen Spielzeugladen zu füllen.

Sie waren verschieden groß. Manche besaßen die Ausmaße eines Babys, andere wiederum paßten auf die Handfläche eines erwachsenen Menschen. Nur hatten sie etwas gemeinsam.

Die Mäuler und die Zähne.

Und noch etwas besaßen sie.

Die Teddybären lebten, wobei in ihren dunkel schimmernden Augen Mordgier funkelte.

Meggy Ryan konnte es nicht fassen. Auch wenn sie es irgendwie erwartet hatte, war sie von diesem furchtbaren Anblick doch überrascht worden. Das Kuscheltier-Grauen schlug mit all seiner Wucht gegen sie und ließ die Angst in ihr aufleuchten.

Die Stofftiere saßen ruhig, nur in den Augen steckte das Leben. Hin und wiederzitterten auch die aufgerissenen Mäuler, in denen sich kleine Zungen bewegten.

Und Ernie stand vor ihnen.

Er beugte sich zu der Ansammlung herab. Für sein Alter war er ziemlich groß, dabei sehr dünn und stets blaß im Gesicht. Das braune Haar fiel ihm in die Stirn und bedeckte auch die Hälfte der Ohren. Er trug Jeans und ein Hemd mit buntem Würfelmuster. Einmal bewegte er den Kopf nach rechts, da konnte seine Mutter das Profil sehen. Eine gerade Nase, der etwas weiche Mund, das leicht vorspringende Kinn. Eigentlich war Ernie ein hübscher Junge geworden.

Wie sein Vater, dachte Meg. Ihre Augen brannten. Vielleicht lag es am Licht, in das sie schaute, oder am Wissen, daß die Mutter recht behalten hatte.

Ernie war die Zentrale, das Zentrum. Und wie er jetzt diese teuflischen Kuscheltiere streichelte. Die Bewegungen störten seine Mutter nicht nur, sie widerten die Frau sogar an.

Als wären sie ungemein kostbar, so glatt und leicht glitten die Handflächen über das künstliche Fell hinweg. Die Rücken, die Bäuche, die Gesichter, er streichelte einfach alles. Ein introvertierter Junge, der nur seine Plüschtiere kannte.

Einen Teddy hob er hoch. Meggy hatte Furcht davor, daß er sich mit dem Stofftier in der Hand umdrehen würde. Das geschah nicht. Mit beiden Händen hielt er den Teddy fest, schaute ihn nur an, hatte den

Kopf dabei zurückgelegt und brachte das Tier schließlich so nahe an sein Gesicht, daß er es küssen konnte.

»Junge, du bist wahnsinnig, du mußt verrückt sein!« Meggy konnte nicht anders, sie hatte die Worte einfach sagen müssen. Es war bei ihr wie ein innerer Zwang.

War sie trotz der trennenden Scheibe gehört worden?

Ernie hatte eine sehr ungewöhnliche Haltung eingenommen. Er stand plötzlich unbeweglich.

Lauschen, spüren, mit den Gefühlen messen...

Plötzlich drehte er sich um.

Auf der Stelle und derart schnell, daß Meggy nicht rasch genug abtauchen konnte.

Ernie starrte gegen die Fensterscheibe.

Seine Mutter schaute in das Zimmer. Ihr Gesichtsausdruck hatte sich verändert, er war zu einer Maske erstarrt, in der allein die Augen lebten. Ernie bewegte die Lippen. Er formte ein lautloses Wort, das Meggy trotzdem verstand, weil sie es von seinem Mund ablesen konnte.

»Mutter...«

Sie wollte rufen, aber die Starrheit ließ sie nicht los. Statt dessen sah sie mit an, wie sich ihr Sohn auf das Fenster zubewegte und sich seine Lippen zu einem Grinsen verzogen hatten, das etwas Teuflisches und Animalisches in sich barg. Meggy Ryan spürte den kalten Hauch des Grauens...

Trotz der Dunkelheit und leichter Dunstfahnen hatten wir den Weg nach Flimwell gut gefunden. An einer Tankstelle hatte uns der ölverschmierte Geselle die Strecke beschrieben, die wir fahren mußten, um das Haus der Ryans zu erreichen.

Über die Familie selbst konnte er uns angeblich nichts sagen, er hatte sie zu wenig gesehen.

Daß ein See in der Nähe lag, war uns bekannt. Innerhalb des Reservats, durch das nur eine Straße führte, kam er uns wie ein in sich ruhender Pol vor.

Sukos BMW 535i schlich über die Straße. Er wirkte wie ein Raubtier mit diamantschwarzem Fell, auf das die Feuchtigkeit blanke Bahnen gelegt hatte. Tropfen klebten an den Scheiben, der Motor war ziemlich leise, und Suko gefiel es überhaupt nicht, daß er so schleichen mußte. Wir fuhren am See entlang. Wahrscheinlich befanden wir uns auf der falschen Seite, denn schräg vor uns, in der Finsternis relativ gut zu erkennen, schimmerten Lichter. Es mußten mehrere sein. Wegen der großen Distanz wirkten sie so, als wären sie zusammengewachsen. Zwischen dem Licht und uns lag der See. Suko hatte angehalten und die Scheibe nach unten fahren lassen. »Das Haus dort hinten muß es sein, John.«

Ich sprach nicht dagegen und fragte nur, wie wir am schnellsten hinkamen.

»Wir müssen eben um den See fahren.«

»Sehr umständlich. Ob die anderen auch die Probleme haben?«

»Die kennen sicherlich eine Abkürzung.«

Da wir fremd waren, mußten wir auch den uns beschriebenen Weg benutzen.

Es gibt Seen, von denen geht ein gewisser Zauber aus. Romantische Stimmungen, die einen Menschen umfassen können. Das spürten wir hier nicht. Das Gewässer wirkte auf mich irgendwie abweisend. Da sich der Mond hinter Wolken verborgen hielt, fiel auch kein Lichtstreifen auf die fast schwarze Oberfläche.

Bisher stand noch nicht fest, ob wir überhaupt die richtige Spur aufgenommen hatten oder in der Finsternis einem Phantom nachjagten. Einige Spuren wiesen auf die Familie Ryan hin, von denen wir kein Mitglied kannten. Wir gingen nur davon aus, daß sie sich auch in dem Haus versammelt hatten.

Wir hatten Glück. Im blassen Lichtteppich erschien eine Wegkreuzung. Um zum Ziel zu gelangen, mußten wir uns nach rechts wenden. Der Weg zeigte keine Teerdecke, er war ziemlich weich, die Reifen schmatzten darüber hinweg. Wenig später mündete er auf eine normale, asphaltierte Straße, die, wenn mich nicht alles täuschte, von Flimwell herkommen mußte.

»Warum haben wir die nicht sofort gefunden?« knurrte Suko.

»Frag den Tankwart.«

»Das ist mir zu weit.«

Die Straße führte vom See weg. Dafür wuchs sehr bald an beiden Seiten dichter Wald. Das Gefühl, durch einen Tunnel zu fahren, verstärkte sich bei uns.

Auch der Wald blieb nicht. Schon bald sahen wir wieder das Wasser. Der Wind kräuselte die schwarzgraue Oberfläche zu ineinanderlaufenden Mustern. Am Himmel waren wild aussehende Wolken unsere Begleiter. Das erleuchtete Ziel lag hinter dem Wald versteckt. Wir rechneten allerdings stark damit, daß diese Straße uns bis an das Landhaus heranbrachte. So war es denn auch.

Schon bald schimmerte wieder das Licht durch. Bei freier Sicht entdeckten wir die zahlreichen Fenster innerhalb des Hauses, hinter denen es hell schimmerte. Außerdem parkte vor dem Haus ein ziemlich großes Fahrzeug. Als das Licht der BMW-Scheinwerfer darüber hinwegstrich, erkannten wir, daß es sich um einen amerikanischen Wagen handelte, einen dunklen Lincoln.

»Die scheinen Besuch zu haben«, bemerkte Suko. Er fuhr Schrittempo.

»Kennst du jemand, der ein derartiges Fahrzeug fährt?«

»Bis jetzt nicht. In diesen Kreisen bewege ich mich nicht.« Suko ließ den BMW vor der Veranda ausrollen, unter deren Decke ebenfalls eine Lampe ihr Licht verstreute.

Ich war schon ausgestiegen und wunderte mich, ein Holzhaus

vorzufinden. Englische Landhäuser sahen normalerweise anders aus. Sie waren aus Stein gebaut und oftmals von Ranken und Pflanzen bedeckt, die an den Wänden als dichtes Gestrüpp hochkrochen. Das fehlte hier völlig.

Auch Suko hatte sich gewundert. »Es sieht mir eher aus wie ein Sommerhaus. Im Winter wird es hier bestimmt kalt sein.«

»Nicht unser Problem.«

Suko schaute noch in den Wagen, während ich mich der Haustür näherte. Ich mußte dafür auf die Veranda steigen. Unter meinen Füßen gab das Holz dumpfe Laute von sich, wenn ich meine Schritte setzte.

Suko stand neben mir, bevor ich noch klingeln konnte. »Der Wagen ist leer.«

»Hast du denn mit einem Insassen gerechnet?«

Er hob die Schultern. »Wer Autos dieser Art fährt, der bezahlt auch oft einen Chauffeur.«

Ich hatte geschellt. Es dauerte etwas, bis wir Schritte vernahmen. Dann wurde innen ein Riegel oder eine Kette gelöst.

Ein Spalt entstand, in dem wir das Gesicht einer älteren Frau sahen, deren dunkle Augen uns scharf und mißtrauisch musterten.

»Ja?« fragte sie.

»Mrs. Ryan?« fragte ich.

»Stimmt.«

»Wir möchten gern mit Ihnen reden.«

Sie überlegte einen Moment. »Worum geht es denn?«

»Das ist schwer zu sagen. Wir könnten im Haus...«

»Nein, nein!« unterbrach sie mich mitten im Satz. »Ich habe keine Zeit, mit Ihnen zu sprechen. Tut mir leid, kommen Sie morgen noch einmal wieder. Oder in zwei Tagen, das ist noch besser.«

»Sie wissen ja nicht, um was es überhaupt geht.«

»Das interessiert mich nicht.«

»Vertreter sind wir nicht«, sagte Suko.

»Es ist mir egal, wer Sie sind. Jedenfalls kommen Sie mir nicht über die Schwelle. Basta.«

Vor unseren Nasen hämmerte sie die Tür zu und ließ uns in der Kälte stehen.

Suko schaute mich an, ich ihn. Der Inspektor hob die Schultern. »Da können wir wohl nichts machen.«

»Stimmt. Im Moment nicht.«

»Du willst nicht aufgeben?«

Ich drehte mich schon um und ging auf den BMW zu. »Die Nacht ist noch lang, und ich fahre ungern umsonst. Wir werden noch einmal wiederkommen, das schwöre ich dir.«

»Und uns eine erneute Abfuhr holen?«

»Bestimmt nicht.«

Bevor wir einstiegen, warf ich noch einen Blick auf die erleuchteten Fenster im Erdgeschoß. Dahinter zeichnete sich keine Gestalt ab. So wenig Neugierde war mir schon suspekt. Vielleicht standen die Glotzer in einer der oberen Etagen.

Suko hämmerte die Tür laut zu. Es klang wie ein Startschuß. Wir rollten an und fuhren einen Bogen.

»Wohin, John?«

»Wieder zurück.«

»Und dann?«

Grinsend gab ich die Antwort. »Ich liebe Wälder. Besonders in der Nacht schlage ich mich gern durch die Natur. Das Haus hat bestimmt eine Rückseite, und ich will unbedingt wissen, wen die Lady als Besucher empfangen hat.«

»Ernies Mutter war das bestimmt nicht.«

»Richtig, eher die Großmutter.«

»Schöne Familie.«

Der Wald war jetzt an der rechten Seite. Unser Wagen besaß eine

unkle Farbe. Das kam uns zugute. Wir konnten ihn abstellen, ohne daß der Lack durch die Lücken schimmerte.

Gleichzeitig stiegen wir aus. Die Türen drückten wir vorsichtig zu. Suko stand bereits im Unterholz. Das hohe Unkraut reichte ihm bis über die Schienbeine. Erst wenn wir genauer hinschauten, sahen wir die Lücken zwischen den Baumstämmen.

Die Stille der Nacht umgab uns. Auch vom Haus hörten wir keine Geräusche. Nur der Wind bewegte sich und fächerte als kühler Hauch durch die Gesichter.

»Dann werde ich dir mal einen Weg bahnen«, sagte Suko und wollte in den Wald tauchen.

Ich schaute mich noch einmal um. Es war mehr eine zufällige Drehung, nicht mal bewußt. Aber ich konnte über die Kühlerschnauze des BMW schauen.

Dort hockte jemand.

»Ein Teddybär!«

Mein warnender Zischlaut ließ Suko zuerst erstarren. Dann drehte er sich um. »Wir haben Besuch bekommen!« flüsterte ich. »Das scheint jemand Spaß an deinem Wagen gefunden zu haben.«

»Wie?« Suko kam näher. Er bemühte sich dabei, so leise wie möglich zu sein.

Neben mir blieb er stehen. Durch seinen Körper ging ein Ruck. Er schüttelte den Kopf. »Das ist doch nicht wahr!« hauchte er. »Weißt du, was da hockt?«

»Ein Plüschtier.«

»Richtig. Und ein verdammt gefährliches dazu.« Suko zog bereits die Dämonenpeitsche.

Ich legte ihm eine Hand auf den Unterarm. »Warte erst mal ab, Alter, wie sich das alles entwickeln wird.«

»Der wird uns anspringen!«

»Darauf warte ich.«

Suko bleckte die Zähne und befühlte seinen Nacken, wo eines dieser Plüschtiere ein Andenken hinterlassen hatte. »Noch einmal möchte ich seine Zähne nicht spüren.«

»Ich auch nicht. Vielleicht können wir ihn fangen.«

»Dann nehmen wir ihn in die Zange.«

Wir näherten uns der Kühlerhaube von beiden Seiten. Suko ärgerte sich. So laut, daß ich es hören konnte, murmelte er: »Ich hoffe nicht, daß mir der Typ den Lack zerkratzt.«

»Du hast Sorgen...«

»Hab' ich auch!«

Ich war direkt vor der Haube stehengeblieben. Beide Hosenbeine hatten Kontakt mit der Stoßstange bekommen.

Suko stand versetzt. Beide schauten wir auf den so harmlos aussehenden Teddy, der wirklich kuschelig und nett wirkte, wäre da nicht sein Maul gewesen, das er sehr bedächtig öffnete, als wollte er uns angähnen. Das hatte er nicht vor. Dafür präsentierte er uns ein gefährliches Gebiß. Ich bekam einen ersten Eindruck davon, daß es ihm mit diesen Zähnen auch gelingen würde, Kleidung zu durchbeißen. Ich streckte ihm meinen rechten Arm entgegen und winkte mit dem Finger. Sogar die dunklen Augen konnte ich erkennen. Knopfaugen mit Pupillen, tiefschwarz wie der See in der Nähe. Um die Pupillen herum schimmerte mehr eine bräunliche Farbe.

Das Kuscheltier schien mich nicht zu mögen. Jedenfalls rührte es sich auch auf mein Winken hin nicht. Es blieb auf der Motorhaube hocken, als wäre es dort angeleimt.

»Der ist keine Katze«, bemerkte Suko. »Vielleicht solltest du mal versuchen, ihn zu streicheln.«

»Wäre nicht schlecht.«

»Aber gib acht.«

»Klar doch.« Ich beugte mich weiter vor. Zwischen meinen Fingerspitzen und dem Kuscheltier war die Distanz, zusammengeschmolzen. Wenn der Teddy wollte, konnte er zubeißen.

Das tat er nicht. Obwohl ich mit einem Angriff gerechnet hatte, überraschte er mich doch.

Er sprang!

Nicht gegen meine Hand, sondern über sie hinweg, denn sein eigentliches Ziel war mein Gesicht oder mein Hals. Ich sah ihn größer werden, er nahm mein Blickfeld ein. Einen Augenblick später nicht mehr, da war ich zur Seite getaucht, so daß er ins Leere sprang. Er schlug noch gegen den Rand der Motorhaube, rutschte ab, fiel so dicht neben meinen Füßen zu Boden, daß ich nicht widerstehen konnte. Bevor er sich auf den Bauch wälzen konnte, hatte ich den rechten Fuß angehoben und zugetreten. Genau in der Körpermitte erwischte ich ihn und preßte ihn ins Gras. Er war weich. In seinem Innern befand sich vielleicht Sägemehl oder Stoff, jedenfalls keine Knochen oder andere Gegenstände, die mir einen Widerstand entgegengesetzt hätten.

Der kam direkt von ihm.

Ich spürte seinen Gegendruck und mußte zugeben, daß diese kleine Bestie verdammt viel Kraft hatte. Es gelang mir nur mühsam, ihn durch den Druck mit dem einen Fuß am Boden zu halten. Zugleich bewegte er nickend seinen Schädel und hackte die Zähne ins Gras und die weiche Erde.

Suko kam zu mir, sah, daß ich mich sehr anstrengte und grinste schief.

»Der ist verdammt böse, der Kleine.«

»Bestimmt.«

»Willst du ihn loslassen?«

»Ich würde ihn gern packen.«

»Das schaffst du nicht. Der Teddy ist magisch programmiert und

nur darauf getrimmt, andere zu beißen oder zu töten. Laß ihn nur nicht an deinen Hals kommen.«

»Ich werde mich hüten.« Hastig zog ich meinen rechten Fuß zurück und sprang nach hinten.

Das war auch nötig gewesen. Kaum spürte der Teddy die Freiheit, als er erneut angriff.

Diesmal erwischte ich ihn mit einem Faustschlag an der Brust. Es war ein ungewöhnliches Gefühl, in den Stoff zu schlagen. Der Bär flog zurück und landete rücklings auf der Haube, wo er nicht liegenblieb. Die Feuchtigkeit ließ eine Rutschbahn entstehen. Er rutschte über die rechte Seite und fiel zu Boden.

Wie ein Stehaufmännchen erschien er im hohen Gras, bereit für den nächsten Angriff, den Suko stoppte.

Einmal nur schlug er zu.

Die drei Riemen der Dämonenpeitsche erwischten die kleine Bestie noch im Gras. Hörten wir einen Schrei? Es kam mir so vor. Gleichzeitig aber zerbrach er.

Staub und Sägemehl vermischten sich miteinander. Die Reste klebten auf dem Boden und blieben als Schmier zurück. Nur die Augen waren nicht zerbrochen. Sie sahen aus wie kleine Ölflecken. Suko hob die Schultern. »Nur so wird man der kleinen Bestie Herr. Bist du jetzt überzeugt?«

»Mehr als das.«

»Fragt sich nur, wer dahintersteckt? Der Junge?«

Suko hob die Schultern. »Wenn ja, muß er magisch begabt sein und nicht eben wenig. Nur jemand, der verdammt viel Kraft besitzt, schafft es, aus toten Gegenständen lebende zu machen.«

»Lebende?«

»Na ja, so ähnlich.« Suko rührte mit der Fußspitze in den Resten.

»Jedenfalls wissen wir, was uns erwartet, wenn wir dem Häuschen einen Besuch abstatten.«

Ich schabte über meinen Nacken. »Mich würde wirklich interessieren, wie viele dieser Kuscheltiere noch umherlaufen. Dich hat einer in der Wohnung überfallen, hier befand sich noch einer, und ich frage mich, wie der Bär in Akim Millers Wohnung kam?«

»Bestimmt nicht von allein. Den hat jemand hingeschafft.«

»Die ältere Frau?«

»Kann sein.«

»Kitty, die Thekenmaid, hat mir einiges erzählt. Die Familie Ryan muß zu den ungewöhnlichsten im Lande gehören.« Ich schüttelte den Kopf. »So etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Sagen wir selten.«

Ich hob die Schultern, drehte den Kopf und schaute dorthin, wo sich das Haus befand. »Denke an den Besuch, Suko, den wir noch vor uns haben. Wir wollen niemanden enttäuschen.«

»Mich wundert nur, daß er sich hier allein aufhält. Einen zweiten Aufpasser scheinen sie nicht nötig zu haben.«

»Der eine reicht.«

Unsere Augen hatten sich gut an die graue Dunkelheit gewöhnt, so daß wir auch Einzelheiten ausmachen konnten. Der Wald kam uns längst nicht mehr so dicht vor. Wir entdeckten Lücken, durch die wir uns hintereinander schoben. Das Unterholz verschwand an einigen Stellen. Nur das frische Laub lag noch auf dem Boden, und es raschelte, wenn wir es mit den Füßen hoch wirbelten oder es unter den Tritten zerknackte.

Die Lampen brauchten wir nicht einzuschalten. Der Dunst blieb so fein und bleich, wie wir ihn erlebt hatten. Er nahm an Dichte nicht zu, so daß die Sicht weiterhin gleich blieb.

Orientieren konnten wir uns anhand der Lichter. Vom Haus her blinkten sie geheimnisvoll durch das Dunkel der Nacht. Um an die Rückseite zu gelangen, mußten wir einen noch größeren Bogen schlagen. Ich ließ Suko den Vortritt, der sich zielsicher durch das

Gelände bewegte, als hätte ihn die Natur mit Katzenaugen ausgestattet.

Ich blieb dicht hinter ihm. Sein heller Atem wehte manchmal flatterhaft über die Schulter nach hinten. Sicher umging er sperrige Hindernisse und hatte auch als erster den Wald verlassen.

Vor den Bäumen blieb er stehen.

Das Haus wirkte auf uns wie ein dunkler Klotz, der nicht in diese Gegend gehörte. Einfach hineingesetzt, eine Insel in der Finsternis und an gewissen Stellen erleuchtet.

Auch an der Rückseite drang Ficht durch ein Fenster, was mich zwar nicht wunderte, aber mißtrauisch werden ließ. »Ich bin gespannt, wer sich alles dort aufhält.«

»Zumindest die Familie und der Besuch.«

»Den wir nicht gesehen haben.«

»Ich könnte mir aber vorstellen, um wen es sich dabei handelt«, sagte der Inspektor leise.

»Und?«

»Meine beiden Freunde, die mich unbedingt ins Jenseits befördern wollten. Der Weißhaarige und der Schwarze.«

»Bist du sicher?«

»Es wäre zumindest eine Möglichkeit, die man in Betracht ziehen sollte. Wenn dem so ist, dann sollten wir uns warm anziehen, John. Diese Hundesöhne kennen kein Pardon.«

»Das glaube ich auch.«

Ich wollte weitergehen, Suko hielt mich fest. »Bleib hier!« zischte er und zerrte an meinem Arm. Beide duckten wir uns.

Jetzt hörte ich es auch. Dumpfe Laute auf dem Boden, dazwischen ein Rascheln.

Es gab keinen Zweifel. Das waren die Schritte einer schnell laufenden Person, die sich uns näherte. Noch war die Gestalt zu weit entfernt, um sie ausmachen zu können. Wir konnten uns an den

zuckenden Zweigen der Büsche orientieren. Derjenige, der auf uns zulief, bahnte sich derart hastig seinen Weg. Dann sahen wir ihn.

Nein, kein Mann. Es war eine Frau, die keuchend durch die Nacht hetzte.

Bevor ich handeln konnte, schnellte Suko hoch. Von der Seite her schnitt er ihr den Weg ab.

Die Frau bemerkte ihn im letzten Augenblick. Es sah so aus, als würden beide zusammenprallen, aber Suko war schneller. Er griff blitzartig zu, ich hörte den kurzen, abgehackten Schrei der Unbekannten, dann verschloß Sukos Hand ihren Mund. Auch mich hielt nichts mehr auf dem Fleck. Ich war gespannt, wen wir da erwischt hatten...

Kuscheltiere, die lebten, die morden wollten, die grinsten, die ihre Zähne zeigten, und dazwischen war Ernie, der sich so unbeschreiblich wohl unter seinen Geschöpfen fühlte.

Diesen Eindruck hatte Meggy Ryan bekommen. Ernie war ihr schon immer etwas suspekt gewesen. Sie war nie so nahe an ihn herangekommen, wie es sich für eine Mutter gehörte. Nur spürte sie zum erstenmal eine heiße, würgende Angst in sich hochsteigen. Der Junge sorgte dafür. Ernie war derjenige, der diese Furcht verbreitete.

Ein Mensch, ein Monster, ein Geschöpf des Teufels? Sie erschauerte vor ihren eigenen Gedanken, ging es doch um ihren Sohn. Unheimlich kam er ihr vor. Er war ein Fremder, ein kleiner Teufel in Menschengestalt.

Vor dem Fenster blieb er stehen und hauchte gegen die Scheibe, die an einer bestimmten Stelle kreisförmig beschlug. Dadurch verschwamm ein Teil seines Gesichts, den Mund konnte sie nicht mehr so deutlich erkennen, dafür die Augen.

Ernie hatte stets sanfte, braune Augen besessen. Sie paßten zu

seinem Haar. Wenn er schaute, wirkte er wie ein Mensch, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte.

Das war früher immer so gewesen, heute nicht.

An diesem Abend hatte sich auch sein Blick verändert. Er war kalt und unmenschlich geworden. Im Körper des Jungen mußte die Seele eines anderen stecken und seine ausgetauscht haben.

Meg formte den Namen ihres Sohnes. Sie sprach dabei nicht und bewegte allein die Lippen.

Ernie blieb an der Scheibe. Er faßte mit den Fingerspitzen der rechten Hand dagegen und zeichnete Killen in die beschlagene Stelle. Dann wischte er sie ganz weg, damit Meg in das Zimmer und auch auf die zahlreichen Kuscheltiere schauen konnte.

Sie hockten zwar an den gleichen Stellen, hatten aber trotzdem ihre Haltungen verändert, die Köpfe gedreht und schauten gegen die Scheibe, hinter der sich Megs Gesicht abzeichnete. Sie waren schlimm, sie lauerten, hielten die Mäuler offen, und in ihren Augen lag ein Glanz, der Meggy schauern ließ.

Es hätte sie nicht gewundert, wenn sie durch das geschlossene Fenster auf sie zugesprungen wären.

Das alles hatte Celia gewußt. Sie und Ernie steckten unter einer Decke und arbeiteten gegen Meg.

Sie war die Mutter, Ernie ihr Sohn. Sie hatte ihn großwerden sehen, aber die Mutter-Kind-Beziehung war nie so stark gewesen, wie sie hätte sein sollen.

Ihre Gesichter befanden sich dicht voreinander, nur durch die dünne Scheibe getrennt. Meg kannte jeden Flecken im Gesicht ihres Sohnes, trotzdem hatte sie das Gefühl, einem Fremden gegenüberzustehen. Nein, das war nicht mehr Ernie, obwohl er so aussah. Meg stand noch immer auf dem Stein. Sie merkte kaum, daß Tränen an ihren Wangen hinabließen. Zu groß war der Graben zwischen ihr und Ernie geworden. Er war nur mehr eine Hülle, die Seelenverwandtschaft

zwischen ihnen war dahin.

Ernie nickte ihr zu und griff gleichzeitig nach dem Fensterhebel. Es war klar, daß er die Scheibe öffnen wollte. Davor hatte Meggy Angst. Sie wollte eigentlich weg, nur schaffte sie es nicht. Sie konnte sich einfach nicht überwinden, auf den Boden zu springen.

Starr blieb sie stehen.

Ernie drehte den Griff. Er brauchte nur noch zu ziehen, dann war das Fenster offen. Es klemmte am unteren Rand etwas. Er mußte sich anstrengen, um es nach innen ziehen zu können.

Geschafft!

Der plötzliche Ruck und die absolut freie Sicht ließen auch in Meggy die Angst größer werden. Das Grinsen auf Ernies Gesicht hatte sich verstärkt und in die Haut eingegraben.

»Hallo, Mutter«, sagte er. »Willst du mich besuchen?«

»Ernie, ich...« Sie preßte eine Handfläche in Herzhöhe gegen die Brust. »Ernie, was ist das? Du bist ein anderer geworden. Mach mich nicht...«

»Aber Mutter, denke mal nach. Du kennst doch meine kleinen Tierchen. Ich liebe sie, ich habe sie schon immer geliebt, auch wenn du es nicht wahrhaben wolltest. Mein Verhältnis zu ihnen war schon immer ein besonders starkes gewesen. Diese Tiere, Mutter, sind für mich ungemein wichtig. Sie sind meine wahren Freunde, verstehst du?«

»Ja, stimmt, nein, ich...«

»Ich gehöre ihnen, Mutter, und sie gehören mir.« Er sprach mit flüsternder Stimme. Vor seinen Lippen bildete der Atem feine Schleier.

»Ich habe sie zum Leben erweckt. Meine Kraft ging auf sie über. Sie besitzen jetzt meine Seele. Wenn sie jemand vernichtet, dann drehe ich durch. Es wäre das gleiche, als würde man mich töten.«

Meg Ryan hatte die Sätze zwar verstanden, aber nicht begriffen.

»Junge«, flüsterte sie. »Was sagst du da? Das kann doch nicht dein Ernst sein. Diese verfluchten Tiere leben nicht. Es sind...«

»Freunde, Mutter, gute Freunde. Sie leben durch eine andere Kraft.« Er drehte sich zur Seite, ohne das Fenster zu schließen. Dann sprach er in den Raum hinein.

Meg verstand die flüsternden Worte nicht, bekam aber mit, wie sich zwei Teddybären von ihren Plätzen lösten. Mit einem gewagten Sprung zielten sie auf das Fenster, ohne es allerdings zu erreichen, denn ihr eigentlicher Landeplatz war die Schulter des Jungen. Zu beiden Seiten des Kopfes blieben sie hocken.

Die Plüschtiere rahmten das zu einem kalten Lächeln verzogene Gesicht des Vierzehnjährigen ein wie zwei Leibwächter. Ihre Mäuler hatten sie sperrangelweit aufgerissen, die Zähne blinkten wie kleine, weiße Messer und verbreiteten eine tödliche Botschaft.

»Schau sie dir an, Mutter. Sind sie nicht nett? Ich kann mich daran erinnern, daß du sie mir vor einigen Jahren zu Weihnachten geschenkt hast.« Er nickte. »Ich habe sie stets in Ehren gehalten. Ihnen ist kein Leid zugefügt worden. Sie waren einfach wunderbar zu mir. Ebenso wunderbar, wie ich zu ihnen war. Jeden Tag müssen sie gestreichelt werden, damit es ihnen gut ergeht. Sie brauchen einfach die Wärme, verstehst du das? Sie sind etwas Besonderes.«

»Bitte, Ernie, komm zu mir. Laß uns zusammenhalten! Ich bin deine Mutter. Ich habe dich geboren.«

»Das stimmt.«

»Dann...«

»Laß mich ausreden, Mutter. Du hast mich zwar geboren, aber Liebe habe ich nie von dir gespürt. Meine Großmutter hat mich aufgezogen. Du hattest deine eigenen Sorgen. Celia sagte mir stets, daß du zu jung gewesen bist. Trotzdem sehnte ich mich nach dir, das hast du leider nie begriffen. Du konntest es auch nicht begreifen, weil du nie mit mir geredet hast, Mutter. Jetzt ist es zu spät. Ich habe

andere Freunde gefunden, die von meiner Begabung erfuhren.«

»Es sind doch keine Lebewesen, Ernie!«

»Für mich schon, Mutter. Es sind meine Freunde. Sie verstehen mich, im Gegensatz zu dir. Sie haben mich akzeptiert. Versuche nicht, sie zu bekämpfen, sie würden auf dich keine Rücksicht nehmen, Mutter. Überhaupt nicht. Sie würden alles tun, um mich zu verteidigen.«

»Alles?« keuchte Meg.

»Ja.«

»Auch... auch...« Das letzte Wort wollte ihr nicht so recht über die Lippen.

»Sicher.« Er lächelte kalt. »Auch töten. Noch sitzen sie auf meiner Schulter. Ich kann sie zurückhalten, doch ich brauche ihnen nur einen Befehl zu geben, und sie sind sofort bereit, mich zu verteidigen. Sie werden bald London erobert haben. Danach breiten wir uns aus. Ich möchte sie zu den Herrschern des Landes machen. Sie sind stark, sie können sich durchsetzen, und ich habe einen starken Partner.«

»Deine Großmutter?«

»Auch. Sie hat die Kontakte zu Leuten geknüpft, mit denen ich gleich reden werde. Dann stellen wir die Weichen für eine gemeinsame Zukunft, Mutter!«

Meg Ryan konnte es noch immer nicht richtig fassen. »Und... wie sieht die Zukunft aus?«

»Für diejenigen, die auf meiner Seite sind, hell und strahlend. Einfach wundervoll.« Er streichelte beide Plüschbären. »Stehst du auf meiner Seite, Mutter?«

Meggy überlegte. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken. Die Antwort gab sie unbewußt. »Wie kann ich das überhaupt? Ich müßte deine Tiere lieben, das ist mir nicht möglich. Nein, das schaffe ich nicht. Ich werde nie auf deiner Seite stehen, Ernie, obwohl du mein Sohn bist. Du bist mir fremd geworden, sehr fremd.«

Sein Lächeln verschlimmerte sich. Er bekam etwas Satanisches.

»Tatsächlich nicht, Mutter?«

»Nein!«

»Das finde ich überhaupt nicht gut. Weißt du eigentlich, was du dir mit dieser Antwort antust?«

»Ich will leben, Ernie. Ich will mein eigenes Leben führen. Okay, ich habe Fehler gemacht. Vielleicht war ich damals wirklich noch zu jung. Aber ich bin älter geworden.«

»Und hast trotzdem nur an dich gedacht.«

»Auch ich habe ein Leben, Ernie, verstehst du das nicht?«

»Doch, Mutter, doch.« Er schielte zuerst nach rechts, dann nach links.

»Ich habe ebenfalls ein Leben. Es gehört ihnen, weil sie einfach so wunderbar sind. Du bist gekommen, ich habe dich nicht erwartet, aber wenn du schon einmal da bist, dann mußt du dich entscheiden. Für oder gegen mich und meine Freunde.«

»Ich kann sie nicht...«

»Es reicht, Mutter, es reicht.« Ernies Augen blitzten kalt. »Ich habe dich schon verstanden.« Er nickte. »Eigentlich müßte ich sie dir jetzt schicken. Aber ich lasse Gnade vor Recht ergehen, Mutter. Ich werde meinen Freunden sagen, daß sie dich in Ruhe lassen sollen, nicht wahr? Geh schnell, fahre weg, komm nicht wieder - sofort!«

Trotz der Angst war Meggy Ryan klargeworden, daß sie den Bogen nicht überspannen durfte. Jedes Wort, das sie jetzt noch sagte, wäre vielleicht zuviel gewesen. Ernie hatte ihr klipp und klar zu verstehen gegeben, daß die Trennung zwischen ihm und seiner Mutter stand. Es gab kein Zurück mehr in die alten Zeiten.

So schüttelte sie nur den Kopf. Es war eine Geste des Bedauerns, der Resignation und der Furcht. Sie hatte ihren Sohn in diesen Augenblicken verloren.

Meg trat zurück, erreichte den Boden und schaute noch einmal in

die Höhe, wo sich Ernie mit den beiden Plüschtieren auf der Schulter vorgebeugt hatte und nach draußen starrte.

Noch einmal sah Meg ihn an, sah das kalte und abweisende Gesicht und den fast wahnsinnigen Ausdruck in den Augen. Ein letzter Blick, dann drehte sie sich um und rannte hinein in die Nacht. Die Tränen liefen dabei wie ein Strom aus ihren Augen.

Ich habe ihn verloren, hämmerte es in ihrem Innern. Ich habe meinen Sohn verloren...

Große, angstgeweitete Augen starrten mich über Sukos Hand hinweg an, als ich vor der Frau stehenblieb. Bevor ich etwas sagen konnte, flüsterte Suko ihr die Worte ins Ohr. »Keine Sorge, Madam, wir meinen es gut mit Ihnen. Sie brauchen keine Furcht mehr zu haben. Ich lasse Sie jetzt los. Bitte, schreien Sie nicht.«

Meg gab mit keiner Regung zu verstehen, ob sie verstanden worden war, und Suko ging das Risiko ein.

Sie schrie nicht. Sie stand nur da, schwankte, wurde von uns gestützt, bevor sie fallen konnte, atmete keuchend und weinte. Wir ließen sie in Ruhe. Irgendwann in den nächsten zwei Minuten holte sie ein Taschentuch hervor und wischte ihre Tränen ab.

»Sind Sie Meg Ryan?« fragte ich. Die Frau nickte.

»Ich habe Sie gesucht. Ich war in Ihrem Pub. Man sagte mir, daß Sie es abgegeben haben.«

»Das stimmt.« Meg starrte zu Boden. Ihre Hände bewegten sich unruhig. Sie schluckte einige Male und war nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Möchten Sie eine Zigarette?«

»Ja, bitte.«

Sie bekam eine. Ich schirmte die Flamme mit der Hand ab. Meg Ryan saugte den Rauch gierig in sich hinein, stieß ihn aus und schaute zu, wie er sich mit ihrem Atem vermischte.

Wir ließen sie in Ruhe. Irgendwann würde sie von allein anfangen zu sprechen.

Daß Meggy fertig und mit den Nerven fast am Ende war, sahen Suko und ich. Unsere Blicke sprachen Bände.

Zur Hälfte hatte sie den Glimmstengel geraucht. Plötzlich fragte sie:

»Wissen Sie mehr?«

»Worüber?«

»Über mich.«

»Zuwenig.«

Sie schaute mich scharf an, zog die Nase hoch, rauchte und flüsterte:

»Wer sind Sie denn?«

Ich stellte uns vor. Daß wir von der Polizei waren, schien ihr zu gefallen, denn sie atmete erlöst auf. »Es ist gut«, sagte sie noch. »Es ist wirklich gut...«

»Inwiefern?«

Sie warf die Zigarette zu Boden, trat sie aus und hob die Schultern.

»Was ich erlebt habe, ist derart unwahrscheinlich, daß sie es kaum glauben werden.«

»Erzählen Sie es trotzdem?«

Meg lachte hart in die Dunkelheit hinein. »Können Sie sich vorstellen, daß harmlose Kuscheltiere, die Sie in jedem Spielzeugladen kaufen können, plötzlich leben und morden wollen?«

»Das können wir uns sogar gut vorstellen«, erklärte Suko.

»Was?« Meg ging einen Schritt zurück. »Ich... kann Ihnen nicht glauben.«

»Wir haben sie erlebt. Ein Kuscheltier griff uns an. Es wollte uns an die Kehle.«

»Mich hat es erwischt«, fügte Suko hinzu. »Nicht hier. In der Wohnung eines Rundfunk-Moderators.«

Wir hätten Meggy Ryan besser auf die Antworten vorbereiten

sollen. Ihrem Gesichtsausdruck war zu entnehmen, daß sie so gut wie gar nichts mehr begriff.

»Wieso?« fragte sie.

Wir vertrauten ihr und berichteten, weshalb wir überhaupt hier an dieser einsamen Stelle standen. Meggy hörte zu, ohne Zwischenfragen zu stellen. Hin und wieder wischte sie nur über ihr Gesicht oder schüttelte den Kopf, weil sie es nicht fassen konnte.

»Jetzt sind Sie an der Reihe«, sagte Suko. »Was wissen Sie alles, Mrs. Ryan?«

»Viel und trotzdem nicht genug.«

»Sagen Sie uns das Wenige trotzdem.«

Sie begann stockend zu erzählen. So mager war es nicht. Die Worte flössen nicht so schnell aus ihrem Mund, denn sie stand noch immer unter dem Einfluß des endgültigen Bruchs mit ihrem Sohn Ernie. Es mußte für sie ein verdammt harter Schlag gewesen sein.

»Jetzt wissen Sie alles«, hauchte sie zum Schluß, das Tränenwasser aus den Augen wischend. »Und ich weiß ehrlich gesagt nicht mehr weiter. Für mich ist heute der schlimmste Tag meines Lebens, in dem ich schon arg gebeutelt wurde, das kann ich Ihnen sagen.«

Wir glaubten es ihr. »Sagen Sie ehrlich, Mrs. Ryan. Haben Sie noch Hoffnungen, daß sich Ihr Sohn ändern und wieder zu Ihnen zurückkehren könnte?«

»Nein!« Die Antwort erfolgte spontan. »Nein und abermals nein. Ich habe keine Hoffnung mehr. Wenn Sie ihn gesehen hätten, würden Sie mir zustimmen. Er war einfach furchtbar. Er sah aus wie ein Mensch, ohne ein Mensch zu sein. Ich denke an seine Seele und so. Mir kam er vor, als hätte er sie verkauft.«

»Jedenfalls besitzt er außergewöhnliche Kräfte!« stellte Suko fest. »Die kommen nicht von ungefähr. Es muß in seinem Leben etwas gegeben haben, das die Kräfte dermaßen gefördert hat.«

»Kann sein.«

»Wer war sein Vater?« erkundigte ich mich. »Woher kam er? Lag es vielleicht an ihm?«

»Sein Vater hieß Torrio. Er war ein Seemann, ein Ausländer. Dieser Mann gehört auch zu den dunklen Punkten in meinem Leben. Ich habe mich damals unendlich in diesen Mann verliebt, als ich ihn in London traf. Aus dieser Verbindung stammt Ernie.«

»Weiß dieser Mann, daß er Vater ist?«

»Nein, er verschwand spurlos.«

»Haben Sie nachgeforscht?«

»Nein!«

»Weshalb nicht?«

»Ich wollte ihn vergessen, Mr. Sinclair. Ich wollte nicht mehr an ihn erinnert werden. Ernie war da, ich konnte ihn nicht wegwischen, und er entwickelte sich von mir fort, woran ich auch die Schuld trug, da ich ihn mehr seiner Großmutter überlassen habe.«

»Die Bescheid weiß?«

»Bestimmt. Jedenfalls glaube ich das.«

»Wir waren an der Tür«, sagte ich. »Man ließ uns nicht ein. Ihre Mutter öffnete nur einen Spalt und wollte nicht mit uns reden.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Zudem hat Ihre Mutter Besuch bekommen«, sagte Suko. »Kennen Sie die Personen?«

Meggy schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe sie überhaupt nicht zu Gesicht bekommen.«

»Kommt Ihnen der Wagen bekannt vor? Es ist ein amerikanisches Fabrikat, ein Lincoln Continental, der zur Luxusklasse gezählt werden kann.«

»Auch nicht. Wissen Sie, ich bin meinen eigenen Weg gegangen. Alles andere hat meine Mutter eingefädelt. Sie ist die eigentliche Macht innerhalb des Hauses.«

»Ja, das scheint mir auch so zu sein«, erwiderte ich leise.

»Kommen wir auf die naheliegenden Dinge zu sprechen. Sie haben einen Blick in das Zimmer Ihres Sohnes werfen können und die Kuscheltiere gesehen.«

»Leider.«

»So würde ich das nicht sehen. Können Sie uns ungefähr sagen, mit wievielen Tieren wir rechnen müssen?« Sie starrte uns an. »Wollen Sie vielleicht ins Haus?«

»Das haben wir vor!«

»Mein Gott, Sie wissen nicht, auf was Sie sich da einlassen wollen. Das Haus ist eine Todesfalle.«

»Klar. Nur kennen wir die Gefahr. Uns wäre allerdings geholfen, wenn Sie uns sagen könnten, wie viele Kuscheltiere sich ungefähr im Zimmer Ihres Sohnes befinden.«

Meg überlegte. Sie starrte in die Dunkelheit. Vom See her kroch jetzt der dicke Dunst. Im Laufe der nächsten Stunden würde er schwadenförmig zwischen den Bäumen hängen und sich zu einem dichten Nebeltuch verändern. »Das ist wirklich schwer zu sagen.« Sie hob die Schultern trotz des wärmenden Mantels. »Vielleicht zwanzig...?«

Suko pffte durch die Zähne. »So viele?«

»Leider. Ich habe sie nicht genau gezählt, glaube aber, daß es fast noch mehr sind.«

Suko warf mir einen langen Blick zu. »Einen haben wir erlebt, John. Da können wir uns auf etwas gefaßt machen.«

»Ja, das meine ich auch.«

»Wollen Sie noch immer ins Haus?«

»Natürlich, Mrs. Ryan.«

»Und was soll aus mir werden?« hauchte sie. »Ich... ich kann Sie dabei nicht begleiten.«

»Keine Sorge, das brauchen Sie nicht. Laufen Sie nach Flimwell oder verstecken Sie sich, bis alles vorbei ist.«

Sie schaute sich um. »Ich habe Angst«, gab sie zu. »Können Sie das nicht verstehen? Die Dunkelheit des Waldes, der Nebel, all das kenne ich. Er wird noch zunehmen...«

»Er kann Sie auch schützen.«

»Trotzdem fürchte ich mich.«

Suko griff ein. »Wir können Sie auch zu unserem Wagen bringen, der in der Nähe parkt. Er steht ziemlich versteckt. Wäre Ihnen das recht?«

Meggy überlegte nicht lange. »Das käme mir wohl entgegen.«

Suko lächelte und legte einen Arm um ihre Schulter. »Gut, Mrs. Ryan, dann bringe ich Sie jetzt zum Fahrzeug. Wartest du, John?«

»Klar.«

Ich wünschte Meg noch viel Glück und schaute hinter den beiden her, bis sie verschwunden waren.

Auch mir wurde allmählich kalt. Es lag nicht allein an der feuchten Witterung, auch eine innerliche Kälte stieg in mir hoch. In den letzten Minuten hatten wir verdammt harte Tatsachen erfahren, die erst einmal verdaut werden mußten.

Killende Teddybären!

Gefährlich, mordlüstern — einen davon hatten wir erledigt. Wenn Meggys Schätzungen allerdings zutrafen und sich tatsächlich zwanzig oder mehr dieser kleinen Bestien im Haus aufhielten, würde es noch verdammt hart für uns werden. Außerdem wollte ich den Besuch nicht unterschätzen. Wenn es sich bei ihnen um Gangster handelte, hatten wir die auch am Hals. Von Suko wußte ich, daß die beiden Schießer kein Pardon kannten und ihre Waffen rücksichtslos einsetzten.

Gewalt gegen Gewalt geht zumeist nicht gut. Wir würden uns eine List einfallen lassen müssen.

Ich hörte Trittgeräusche und sah Suko wie ein Gespenst aus den Dunstschleiern erscheinen. Achselzuckend kam er auf mich zu. »Ich

glaube, John, daß sie es schwerhaben wird.«

»Wieso?«

»Die Angst ist schlimm.«

»Ist das ein Wunder?«

»Nein. Sie sagte mir, daß ihr der Wagen vorkommt wie ein Gefängnis. Aber sie ist trotzdem geblieben. Zur Not kann sie auch wegfahren. Ich habe den Zündschlüssel bei ihr gelassen.«

»Nobel, nobel.« Ich wußte ja, wie sehr Suko an seinem BMW hing. Wenn ich ihn fuhr, kostete es ihn jeweils Überwindung, seine Zustimmung dazu zu geben.

»Das Haus, John.« Suko wechselte das Thema. »Wie kommen wir hinein?« Tatendurstig rieb er seine Handflächen gegeneinander.

»Ich dachte, daß wir uns zunächst einmal die Rückseite ansehen.«

»Nichts dagegen.«

Es war nicht weit, bis wir das Ziel erreicht hatten. Wir sahen auch das Fenster, durch das Meggy Ryan in das Zimmer ihres Sohnes geschaut hatte. Nur fiel der Lichtschein nicht mehr so hell nach draußen. Er war sehr schwach geworden.

Es lag daran, daß irgend jemand — wahrscheinlich Ernie — einen Vorhang von innen her gegen die Scheibe gezogen hatte. Wir konnten nichts erkennen.

»Der scheint mitgedacht zu haben!« flüsterte Suko.

»Leider.«

»Willst du hier hinten einsteigen?«

»Ich weiß noch nicht. Vielleicht sollten wir erst an der Frontseite die Lage peilen. Hineinschielen, genug helle Fenster gibt es ja.«

»Nichts dagegen.«

Der Weg war nicht weit. Wir ließen uns jedoch Zeit, weil überall Gefahren lauern konnten.

Zur Vorderseite hin waren einige Fenster erleuchtet und auch nicht von innen abgedeckt. Das Licht fiel scharf nach draußen, wo es sich

allerdings bald zu einem schwammigen Gebilde innerhalb der Dunstwolken auflöste. Der Lincoln stand noch da. Wir hielten uns im Schutz der Verandapfosten auf, man konnte uns nicht sehen, wenn man von innen her in die Nacht hineinschaute.

Und doch mußte man aufmerksam geworden sein. Dabei hatten wir Glück, daß wir so günstig standen, denn zwei Suchscheinwerfer, irgendwo unter dem Dach des Hauses angebracht, schickten ihre breiten Strahlen in den wallenden Nebel hinein und schafften es sogar, ihn an bestimmten Stellen regelrecht aufzureißen.

Kurz danach peitschte eine fremde Stimme auf, aber Suko schrak bei deren Klang zusammen. »Wir wissen, daß ihr da draußen steckt. Und wir werden euch holen.«

In das Echo der Worte hinein erklang das harte Hämmern einer Maschinenpistole...

Celia Ryan schloß die Tür und spürte, daß ihr Herz überlaut klopfte. Die Ankunft der beiden Männer hatte sie aus dem Konzept gebracht. Sie wußte nicht, wer sie waren, hörte nur auf ihr Gefühl und den ersten Eindruck. Dabei kam sie zu dem Entschluß, daß es sich bei ihnen nicht gerade um Freunde gehandelt hatte.

Eher etwas anderes.

Polizisten... Bullen...

Celia schluckte. Alles konnte sie in dieser Nacht vertragen, nur nicht den Besuch neugieriger Schnüffler. Sie beschloß, vorerst nichts zu sagen und sich auch nichts anmerken zu lassen, als sie zurück in die gemütlich eingerichtete Wohnhalle ging, wo die Möbel den Charme der zwanziger Jahre zeigten. Celia hatte sie geerbt. Sie paßten in dieses Holzhaus, sorgten für eine wohnliche, warme Atmosphäre, die allerdings von den drei Besuchern ad absurdum geführt wurde.

Zumindest zwei von ihnen strömten die Kälte des Todes aus.

Quinton und Kumo hatten sich wieder bewaffnet. Sie lehnten an der nach oben führenden Treppe, während Cyril F. Koonz in einem der breiten Sessel hockte und seine Dominosteine lutschte. Er trug seine Standardkleidung, den schwarzen Anzug und das weiße Hemd. Sein Mantel lag neben dem Sessel auf dem Boden. Er wirkte wie eine große, dunkle Wurst.

Die Schachtel mit den Schokoladenwürfeln stand auf seinen Oberschenkeln. Auch wenn er einen so harmlosen Findruck machte, ihm entging nichts. Die Augen befanden sich in ständiger Bewegung. Der weißblonde Quinton und sein farbiger Kumpan Kumo kontrollierten die Halle ebenfalls. Kumo verließ sich auf eine Maschinenpistole, der Weißgefärbte auf zwei schwere Revolver. Wie immer trug auch er seine übliche Kleidung. Leder vom Hals bis zu den Fußspitzen. Die silbernen Niete auf der Jacke glänzten im Licht der Lampe.

»Wer war es denn?« fragte Koonz kauend, als Celia nachdenklich in die Halle zurückkehrte.

»Zwei Fremde.«

»So?« Koonz griff zum nächsten Stein. »Hatten sie sich verlaufen?«

»Nein, sie wollten mich sprechen.«

»Und weshalb haben Sie nicht mit ihnen geredet? Ich habe sie leider nicht hören können, wegen des Windfangs.«

Celia kam sich vor wie bei einem scharfen Verhör, tat aber nichts dagegen. Die drei Männer strömten eine Eiseskälte aus, die auch ihr Furcht einjagte. »Ich wollte sie nicht sprechen. Außerdem haben wir etwas anderes zu tun.«

»Sehr richtig.« Koonz zerkaute einen Würfel und drehte schwerfällig den Kopf nach links. An der Treppe vorbei führte ein Gang in die hinteren Räume des Erdgeschosses. »Bisher haben wir von Ihrem Enkel noch nichts gesehen. Wann kommt er?«

»Das dauert noch etwas. Ich sagte Ihnen ja, daß er eine gewisse

Vorbereitungszeit benötigt. Überlegen Sie mal. Das sind mehr als zwanzig Kuscheltiere, die er verändern muß.«

»Ja, das ist Streß.«

»Genau.« Celia setzte sich hin. Es war ihr anzusehen, wie unwohl sie sich fühlte. Die Haut war noch grauer geworden. Falten hatten sich tief in die Haut gegraben und die Gesichtszüge noch schärfer werden lassen. Sie fragte sich, ob sie sich nicht übernommen hatte, als sie mit den Männern Verbindung aufnahm. Die waren verdammt gefährlich.

»Du siehst schlecht aus, Oma!« Kumo sprach die Worte und lachte dabei kichernd.

Celia zuckte zusammen wie eine bei der Lüge ertappte Sünderin.

»Wieso? Ich bin okay.«

»Kumo hat recht!« erklärte Cyril F. Koonz. Mit einer Hand knüllte er die Schachtel zusammen und schleuderte sie zu Boden. Niemand hob sie auf, auch Celia wagte es nicht.

Dafür bückte sich der Hellblonde und holte aus seinem Aktenkoffer eine neue Schachtel hervor. Der Inhalt des Koffers bestand allein aus kleinen Päckchen mit Dominosteinen. Quinton riß die Cellophanhülle ab und stellte die Schachtel wieder auf ihren alten Platz.

»Ich danke dir, Quinton.« Koonz lächelte, als er sich Celia zuwandte.

»Nun, meine Liebe, wir machen uns Sorgen um Sie. Ihr Zustand ist nicht optimal. Was haben Sie?«

Celia saß auf der Sesselkante. »Ich bin eben etwas nervös. Ist das ein Wunder?«

»Nein, bestimmt nicht. Zudem bekommen Sie viel Geld von mir. Ich glaube Ihnen auch, daß Sie nervös sind. Nur...« er aß wieder einen Stein und schmatzte dabei genüßlich, »bin ich mir über den Grund nicht ganz im klaren.«

»Wieso denn?«

Mit einem hellen Tuch wischte Koonz Schokolade von den glänzenden Lippen. »Ich glaube eher, daß es eine andere Ursache hat. Sie haben sich innerhalb kurzer Zeit sehr verändert. Könnte das etwa mit den beiden Besuchern zusammenhängen?«

»Unsinn — nein!«

»Hm.« Cyril F. Koonz streckte die Beine aus und öffnete weit den Mund. Die Zungenspitze ließ er durch seinen Gaumen fahren und schmalzte dabei. Es machte ihm nichts aus, daß andere dabei zusahen. »Wenn ich mich einmal zu einem Urteil durchgerungen habe, bin ich nur schwer vom Gegenteil zu überzeugen. Liebe Mrs. Ryan, ich glaube Ihnen einfach nicht.«

»Was?«

Koonz lachte. »Ja, ich schätze, daß Sie uns etwas vorspielen.«

Erschreckt schaute Celia hoch. »Nein, nein! Ich habe die Männer wirklich nicht gekannt.«

Koonz hustete, bevor er Quinton einen Befehl gab. »Frag du sie doch mal.«

»Gern.«

Quinton kam. Und wie er ging, ließ Böses ahnen. Er hatte einen etwas schaukelnden Gang, das Gesicht zeigte keine Regung, nur die Augen blitzten. Auch Celia hatte sich im Laufe der Jahre Menschenkenntnis angeeignet. Sie konnte diesen Menschen einschätzen. Das war ein Sadist, dem machte es Spaß, andere zu foltern, und er würde die Fragen so stellen, wie es ihm in den Sinn kam. Vor Celia Ryan blieb er stehen und legte seine Hände auf ihre Schultern.

»Was... was wollen Sie von mir?«

»Ich soll dich etwas fragen, Oma.«

»Ja, aber...«

Er drückte mit den Händen zu. Celia glaubte, ihre Schultern würden in Eisenklammern stecken, so sehr schmerzten die beiden brutalen

Griffe.

»Bitte...!« keuchte sie mit Tränen in den Augen. »Bitte, ich habe sie nicht gekannt.«

Quinton lachte nur.

Da mischte sich Koonz ein. »Laß es gut sein, Quinton. Vielleicht kannte sie die beiden wirklich nicht.« Kauend sprach er weiter. »Sie steht doch auf unserer Seite. Welch einen Grund soll sie haben, uns zu belügen, Celia?«

Die Frau nickte. Mit einem Taschentuch wischte sie über ihre Augen.

»Ich belüge Sie nicht, Mr. Koonz.«

»Geh wieder an deinen Platz, Quinton.«

Der Weißblonde schlich grinsend davon. Kumo hatte nur zugesehen. Er wirkte unbeteiligt und entspannt. Hin und wieder spielte er mit seiner Waffe, indem er die MPi von einer Hand in die andere warf. Bevor Koonz wieder redete, leerte er seinen Mund. »Da Sie die beiden nicht kannten, Mrs. Ryan, könnten Sie uns einen anderen Gefallen tun.«

»Welchen?«

»Beschreiben Sie uns die Männer. Es könnte ja sein, daß sie Bekannte von uns sind.«

Sie nickte heftig. »Gern, Mr. Koonz, wie Sie wollen.«

»Das ist doch nett.«

»Also«, begann die Frau. »Dereine war ziemlich groß und hatte blondes Haar. Sein Begleiter stand hinter ihm, er war etwas verdeckt. Ich habe trotzdem gesehen, daß es sich bei ihm um einen Japaner oder Chinesen gehandelt haben muß. Ich meine...«

»Was?« schrie Quinton. Er sah plötzlich aus, als stünde er mitten auf dem Sprung.

Auch Kumo hatte seine Haltung verändert. Er spielte nicht mehr und schien zu Eis geworden zu sein. Selbst Koonz vergaß, Dominosteine

in seinen Mund zu stecken.

Celia bekam eine Gänsehaut. »Was ist los? Habe ich wieder etwas Falsches gesagt?« Diesen Typen war nicht zu trauen. Die wechselten ihre Meinung von einem Augenblick zum anderen.

»War es ein Chinese?« fragte der TV-Mogul.

Celia nickte.

»Das ist schön, sehr schön!« Scharf drehte er sich um. Von einem Augenblick zum anderen veränderte sich sein Gesicht. Mit scharfer Stimme fuhr er seine Leibwächter an. »Und ihr Idioten habt mir einreden wollen, daß die Bullen unsere Spur nicht aufnehmen können. Himmel, was seid ihr für verfluchte Narren! Ich habe sie abfahren lassen, als sie bei uns waren.«

»Chef, wir...«

»Quinton, halt dein Maul! Halt nur deine verdammte Schnauze. Es hat alles gut angefangen, aber ich sage dir, daß ich jetzt wütend bin. Ihr holt mir die Bullen. Ihr werdet nach draußen gehen, sie abschießen und sie mir vor die Füße legen. Klar?«

»Ja, Chef!« Quinton sprang mit einem Satz vor. Auch Kumo folgte. In seinen Augen lag ein wildes Glitzern. Er freute sich auf den Einsatz. Koonz hielt sie noch zurück.

»Einen Augenblick. Gibt es nicht Scheinwerfer an der Vorderseite des Hauses?«

»Ja«, sagte Celia.

»Dann schalte sie ein. Aber hurtig.«

Celia stand auf und lief quer durch die Halle. Ihr Ziel war die Klappe eines in der Wand eingebauten Sicherungskastens, dessen Tür sie aufzog. Sie mußte nur zwei Schalter nach unten drücken, um die Außenscheinwerfer aufflammen zu lassen.

»Es ist alles klar.«

»Dann holt die beiden!«

Quinton und Kumo rannten zur Tür und dann hinaus. Sekunden

später schon hämmerte eine Garbe durch die Stille der Nacht. Celia Ryan schrak zusammen.

»Sind sie... sind sie jetzt tot?«

Cyril E. Koonz schob wieder einen neuen Würfel in seinen Mund. »Ich hoffe es!« knirschte er und lauschte auf die nächste Garbe... Die Kerle mußten uns trotz allem gesehen haben. In Windeseile verschwanden wir und fanden an der seitlichen Außenwand des Hauses die entsprechende Deckung.

»Das war er!« zischte Suko.

»Wer?«

»Der Weißblonde.«

»Dann ist der andere auch dabei.«

»Genau.«

»Wie schön.«

Suko starrte mich an. »Hör zu, John, wir können uns hier nicht mit diesen Hundesöhnen aufhalten. Ich würde vorschlagen, daß du dich um die Kuschtiere kümmerst und ich mich um Quinton und den Schwarzen. Da steht noch eine Rechnung zwischen uns offen.«

»Die haben MPi's!«

»Klar, und ich habe mein Gehirn, das ich einsetzen werde. Es muß mir gelingen, sie zu überwältigen! Im Haus hast du freie Bahn, nutze sie. Viel Glück!«

Mit diesen Worten war Suko verschwunden und ließ mich allein zurück. Mir war es nicht recht, daß wir getrennt marschierten, andererseits konnte ich Suko schlecht zurückpfeifen und mußte mich auch um meine eigene Sicherheit kümmern.

Plötzlich hörte ich hastige Schritte. Noch klangen sie an der Vorderseite auf, in wenigen Sekunden würde der Läufer mich sehen können. Vielleicht hatte Suko das aus seiner sicheren Deckung mitbekommen, denn er rief mit lauter Stimme: »Hier bin ich, Kumo. Komm her, wenn du etwas willst. Der Wald bietet Platz genug für

uns beide.«

Die Schritte verstummten von einem Moment auf den anderen. Dann vernahm ich ein heftiges Keuchen, einen Knurrelaut und auch die Antwort.

»Ja, Schlitzauge, ich hole dich...«

Der Schwarze murmelte noch etwas. Ich verstand es jedoch nicht und hetzte davon.

Scharf stieß ich den Atem aus. Ich hatte die Luft in den letzten Sekunden angehalten. Beinahe wäre es schiefgegangen. Jetzt konnte ich Suko nur die Daumen drücken und mir auch.

So leise wie möglich bewegte ich mich an der Seitenwand entlang, bis ich einen der vier Verandapfosten erreicht hatte. Um ihn peilte ich herum.

Das Licht der beiden Suchscheinwerfer glitt nicht über die Fläche. Vom Dach her stachen sie rechts und links vorbei und warfen irgendwo ihre großen Kreise auf den Boden.

Nebelschwaden trieben wie zusammengeballte Tücher durch die hellen Bahnen. Die Veranda war menschenleer. Mich ritt der Teufel. Sollte ich es wagen? Noch ein Blick zurück, auch dort zeigte sich niemand. Die Stimme des Schwarzen hörte ich im Wald, auch das Knattern der MPi und Sukos scharfes Lachen.

Der brachte die Kerle noch zur Weißglut, lenkte sie wunderbar von mir ab.

Kaum hatte ich einen Schritt auf die hölzerne Veranda gesetzt, um an der Frontseite entlang in Richtung Eingangstür zu schauen, vernahm ich aus dem Haus eine weitere Männerstimme.

»Schließen Sie die Tür, Celia.«

»Ja, Mr. Koonz.«

Der Lichtschein verschwand, als die Tür zugedrückt wurde. Mist auch!

Ich ärgerte mich, weil ich um einige Sekunden zu spät gekommen

war. Aber ich hatte einen Namen gehört.

Koonz...

Verflucht noch mal, natürlich. Koonz, der TV-Mogul, war der Mann im Hintergrund. Ich hätte auch eher darauf kommen können. Manchmal ist man wie vernagelt.

Der Boß von LRC, London Radio Club, zog im Hintergrund die Fäden. In den letzten Sekunden hatte ich meinen Plan geändert. Ich mußte auch damit rechnen, daß die Haustür abgeschlossen war und hätte mich bei einem Einbruchversuch lächerlich gemacht. Ins Haus mußte ich, Fenster gab es genug.

Auch an der Seite.

Eines davon lag nicht weit von meinem Standort entfernt. Ich konnte es erreichen, wenn ich die Hand ausstreckte. Natürlich war es verschlossen. Hinter ihm brannte auch kein Licht. Ob jemand in der Dunkelheit lauerte, würde sich noch herausstellen. Ich wickelte mein Taschentuch um den Griff der Beretta, faßte die Waffe am Lauf an und hämmerte den Kolben gegen das Glas. Ein Schlag reichte aus, um die Scheibe zersplittern zu lassen. Es war mehr ein Platzen und wahrscheinlich von keinem gehört worden. Vorsichtig schlug ich noch einige Splitter ab, stellte mich auf die Zehenspitzen und konnte meine Hand durch die Öffnung schieben. Eine Drehung nach rechts, ich bekam den Griff zu fassen und hebelte ihn herum. Der Rest war ein Kinderspiel.

Wie ein Geist kletterte ich in das dahinterliegende Zimmer und war auch darauf gefaßt, angegriffen zu werden.

Kein Kuscheltier wischte aus der Dunkelheit auf mich zu. Man ließ mich völlig in Ruhe.

Im Raum hing ein seltsamer Geruch. Ich schnupperte einige Male, bis ich darauf kam, daß es sich dabei um Mottenpulver handeln mußte. Erst als ich in die Hocke gegangen war, holte ich meine kleine Lampe hervor und ließ sie kurz aufblitzen.

Ich befand mich in einem möblierten jedoch bis auf mich menschenleeren Raum. Ein großer Kleiderschrank stand rechts neben der Tür. An der linken Wand hatte jemand einen umgekippten Tisch abgestellt. Seine Beine wiesen zur Decke. Zwei dunkelbraune Stühle standen auch daneben, allerdings normal.

Auf Zehenspitzen glitt ich der Tür entgegen und schaute durch das Schlüsselloch. Mir war schon beim Eintreten aufgefallen, daß kein Licht durch die Öffnung gesickert war. Der Raum oder Gang dahinter mußte in völliger Finsternis liegen.

Behutsam drückte ich die Klinke nach unten.

Ich hatte recht mit meiner Vermutung. Ein dunkler Gang schien mich schlucken zu wollen.

Wieder schaltete ich die Lampe ein. Erst strahlte ich nach rechts, dann nach links.

Der Gang war nicht gerade, er beschrieb einen Halbbogen. Von der inneren Seite her zweigten Türen ab. Licht entdeckte ich auch. Dazu mußte ich den Kopf nach rechts drehen. Vor mir, in Höhe des Fußbodens, sah ich den gelblichweißen Hauch, der wahrscheinlich unter einer Türritze hervorkroch.

Mit wenigen Schritten hatte ich das neue Ziel erreicht. Diesmal schaute ich zunächst durch das Schlüsselloch und konnte auch etwas sehen, den Ausschnitt eines ziemlich großen Zimmers, schon mehr einer Halle. Wahrscheinlich die hinter dem Eingang.

Stimmen vernahm ich ebenfalls.

Sehr vorsichtig öffnete ich die Tür. Als der Spalt so breit war, daß ich mehr sehen konnte, peilte ich die Lage.

Eine ältere Frau hockte auf einer Sesselkante. Sie saß dort wie ein Denkmal, hatte die Hände flach auf ihre Oberschenkel gelegt und schaute in eine andere Richtung. Mich konnte sie keinesfalls gesehen haben. Ihr graues Haar war durcheinandergewirbelt, ihr Profil wirkte überscharf, das Gesicht sah blaß aus. Weshalb saß sie so?

Es gab nur einen Grund. Sie mußte den Mann anschauen, den sie als Mr. Koonz bezeichnet hatte.

Dessen Lachen hörte ich. »Kommen Sie ruhig näher, Sinclair. Kommen Sie schon, ich habe Sie erwartet. Meine Sicht ist viel besser als die der Mrs. Ryan.«

Das gefiel mir gar nicht. Einen Rückzieher wollte ich auch nicht machen und betrat mit leicht weichen Knien die Halle, die so gemütlich eingerichtet war.

Weniger gemütlich war der fette Mann, der in einem Sessel hockte, eine Schachtel mit Dominosteinen auf seinen Knien stehen hatte und in der rechten Hand einen langläufigen Revolver hielt, dessen Mündung genau auf Celia Ryan zeigte...

Er sah tatsächlich aus, wie Suko und ich ihn kennengelernt hatten und wie er in den einschlägigen Gazetten abgebildet wurde. Fett, überfett. Schwarz gekleidet, mit einem blütenweißen Hemd. Ein widerlich wirkendes Gesicht, kleine, schwarze Augen, glattes, zurückgekämmtes, öliges Haar.

Er beobachtete mich aus tückischen Augen, sah mich von oben bis unten an. Den Mund verzog er, wahrscheinlich sollte es ein Lächeln sein, auf mich wirkte es abstoßend.

»Kommen Sie ruhig weiter, Sinclair, und bleiben Sie zwei Schritte neben dem Sessel unserer lieben Celia stehen.«

»Natürlich.«

Die ältere Frau starrte mich an wie einen Geist. Ich wußte nicht, was sie dachte, ob sie sich möglicherweise Vorwürfe machte, uns beim ersten Versuch nicht eingelassen zu haben. Jedenfalls steckte sie jetzt in der Klemme, und ich ebenfalls.

Koonz bewegte nickend seinen massigen Schädel. »Wir kennen uns ja«, sagte er. »Unter Gentlemen gehört es sich, daß man sich gegenseitig vorstellt, wenn eine dritte Person dabei ist.« Die Waffe

wies jetzt auf mich. Darüber war ich froh, denn ich konnte mich eher wehren als Celia.

»Ich heiße John Sinclair.« Der Satz galt Celia Ryan.

Er lachte, holte mit der freien Hand einen Dominostein aus der Schachtel und sagte: »Klingt angenehm.«

»Übrigens bin ich Yard-Beamter, Mrs. Ryan.«

Die Frau rührte sich nicht, aber Koonz kaute weiter. »Jetzt sind wir ja zusammen«, stellte er fest.

»Darf ich stolz darauf sein?«

»Besser nicht!«

Er lachte. »Ein Bulle, der Humor hat. Kommt selten vor, wirklich.«

»Bei Ihnen vergeht mir der Humor.«

»Ja, ja.« Er nickte und schielte über den Lauf der Waffe auf mich.

»Ich kenne keinen Bullen, der keine Waffe bei sich trägt. Sie doch auch, Sinclair — oder?«

»Ja.«

»Schön. Dann hole sie hervor. Aber hübsch langsam. Bei jeder unbedachten Bewegung bekomme ich einen nervösen Zeigefinger. Es steht einfach zu viel auf dem Spiel, als daß ich mir einen Fehler leisten könnte. Hier wird Zukunft gemacht, Sinclair.«

»Ihre Zukunft.«

Er lachte fett. »Nicht nur meine. Alle werden etwas davon haben, das verspreche ich.«

Ich lupfte die Beretta aus der Halfter. Celia Ryan beobachtete mich dabei. Ich konnte ihren Blick nicht deuten. Die Augen kamen mir ebenso grau und stumpf vor wie ihre Gesichtsfarbe. Es war mir ein Rätsel, wie jemand derart steif hockenbleiben konnte.

»Ah, eine Beretta«, sagte Koonz und bewies damit Waffenverstand.

»Nicht schlecht. Wirf sie auf den Sessel, der weit genug wegsteht. Und nicht daneben.«

Ich schaffte es, schaute wieder auf Koonz, der abermals einen

Würfel in den Mund steckte und ihn zermalmte. »Hm, diese Steine sind herrlich. Leider gibt es sie nur in den letzten drei Monaten des Jahres. Sie glauben gar nicht, wie sehr ich mich darauf freue, wenn ich sie frisch essen kann.«

»Sie interessieren doch keine Dominosteine, Koonz. Was haben Sie wirklich vor?«

Er zog die Lippen breit. »Sie wollen meine Pläne wissen, Sinclair? Kann ich mir denken.«

»Was ist mit den Kuscheltieren?«

Er bekam große Augen. »Sie sind meine Freunde, Bulle. Herrliche Freunde.«

»Mußte deshalb auch Akim Miller sterben?«

»Natürlich.«

»Was hat er getan?«

Der fette Koonz hob die Schultern. »Er wollte sein eigenes Programm machen, das war alles.«

»Ich glaube Ihnen nicht.«

Koonz grinste. »Sie kennen doch seine Rätselsendung. Wer gewann, der bekam ein Kuscheltier zugeschickt. Einen sehr niedlichen Teddy. Das ging bisher glatt. Nur als ich die neuen Kuscheltiere einführen wollte, da weigerte sich der gute Akim Miller. So leid es mir auch für ihn tat, ich konnte nicht anders. Ich mußte ihn töten lassen.«

»Wer tötete ihn?«

»Die Tiere, Sinclair. Ich schaute mir den Vorgang auf einem Monitor an. Er hat sich gewehrt, der gute Akim, aber er hatte keine Chance.« Koonz klaubte einen Schokoladenkrümel von seiner Unterlippe. Mich widerte es an, wie dieser Mensch davon sprach, einen anderen getötet zu haben. Am liebsten hätte ich ihm die Faust in das breite Gesicht geschlagen, aber ich beherrschte mich zwangsläufig. Sein Revolver war ein zu gutes Argument.

»Die Sendung läuft weiter, wie?«

»Ja, Sinclair, ja. Ich werde jetzt die Kuscheltiere persönlich verschicken. Ab morgen, Bulle. Schade, daß Sie es nicht mehr erleben werden. Können Sie sich vorstellen, wie die Gewinner staunen werden, wenn sie die Pakete öffnen?«

»Danke.«

»Sie sind aber sensibel, Sinclair.«

»Und was bezwecken Sie damit?«

Wieder hob er die massigen Schultern. »Ich will das Chaos, das ist alles.«

»Nur das Chaos?«

»Und die Kontrolle über die Medien. Erst bringe ich das Grauen. Dann spiele ich mich als Retter auf und stelle meine Bedingungen. Ich werde alle Sender übernehmen, bleibe aber im Hintergrund. Meine Strohmannen werden regieren. In spätestens zwei Monaten wird es zum Beispiel BBC nicht mehr geben, dafür jedoch LRC. Habe ich erst die Kontrolle über unser Land, kann Europa folgen. So sehen meine Pläne aus.«

»Die Sie mitverantworten«, wandte ich mich an Celia Ryan. »Haben Sie kein schlechtes Gewissen dabei?«

Die ältere Frau hob die Schultern. »Wenn man im Leben immer getreten wird, wartet man auf die Chance, zurücktreten zu können, Mr. Sinclair. Das ist nun mal so.«

»Nein, so ist das nicht, Mrs. Ryan, überhaupt nicht. Sie mögen ein schweres Schicksal hinter sich haben. Nur sind Sie nicht die einzige, die daran zu tragen hat. Tausende stöhnen unter einem ähnlichen Los, und sie nehmen es hin oder wehren sich mit legalen Mitteln dagegen. Was Sie da getan haben, ist kriminell.«

»Machen Sie mir Celia nicht verrückt, Sinclair. Sie hat schließlich den Kleinen erzogen.«

»Sie meinen Ernie?«

»Richtig. Er ist ein nettes Kind, ein lieber Junge. Nur schade, daß

Sie ihn nicht mehr kennenlernen werden, da ich Sie vor seinem Auftritt erschießen werde. Ich hätte es gern erlebt, wenn die kleinen Bestien sich mit Ihnen beschäftigt hätten. Das allerdings ist nun vorbei.«

»Sollte ich sterben, ist mein Kollege Suko noch da!«

Koonz formte mit seinen häßlichen Lippen einen Kreis. »Glauben Sie denn wirklich, daß er es schafft, meinen beiden Freunden zu entwischen? Einmal ist es ihm gelungen. Quinton und Kumo haben geschworen, daß ihnen so etwas kein zweites Mal passieren wird. Darauf können Sie sich verlassen. Sie sterben hier, er draußen in der freien Natur. So einfach ist das.«

Ich wollte, solange noch Zeit war, mehr über Ernie Ryan wissen. »Wie sind Sie an den Jungen gekommen, Koonz?«

»Durch seine Großmutter. Sie hat schon sehr früh festgestellt, daß Ernie besondere Fähigkeiten besitzt, wußte aber nicht, wie sie es publik machen sollte. Ihr kam schließlich die Idee, sich an meinen Sender zu wenden. Ich hatte ein offenes Ohr für sie und kam mit der Familie in Kontakt. In der Tat war Ernie auf magischem Gebiet überbegabt. Er ist ein Phänomen, auch ein Medium. Ich kenne mich da nicht aus, habe auch nicht nach den Hintergründen geforscht. Jedenfalls ist er allen Menschen, die ich kenne, überlegen.«

Celia Ryan und ich schauten zu, wie Koonz wieder einen Dominostein in seinen Mund schob. Er zerkaute und schluckte ihn herunter, dann stieß er noch auf und lachte über sich selbst.

Ich wollte ihn ablenken. »Ihre Leute scheinen mit meinem Kollegen Schwierigkeiten zu haben. Man hört nichts. Oder irre ich mich da?«

»Bestimmt nicht. Das soll auch deine Sorge nicht sein. Du wirst jetzt sterben.« Er streckte den rechten Arm noch etwas weiter aus und zielte genau.

Verdammt, mir wurde es mulmig. Ich spürte die Angst, der Magen krampfte sich zusammen, in der Kehle breitete sich ein trockenes

Gefühl aus, als hätte jemand Wüstensand hineingestreut.

Sollte es dieser feiste TV-Mogul wirklich schaffen, wovon zahlreiche Dämonen träumten?

Celia sagte etwas. Nicht daß sie mich retten wollte, sie mußte den Satz wohl aussprechen. »Mr. Koonz, ich muß Ihnen sagen...«

»Hören Sie auf, nicht jetzt!«

»Doch, ich...«

Da passierte es. Möglicherweise wurde Celia davon nicht überrascht. Koonz und ich sehr wohl.

Im Hintergrund brach mit einem lauten Krachen eine Tür ein. Durch die Öffnung quollen sie hervor.

Eine wirbelnde, hell-und dunkelbraune Masse, begleitet von einem vierzehnjährigen Jungen.

Die Killer-Bären!

Kumo hatte sich in seinem Haß und seinem Vernichtungswillen nicht beherrschen können. Suko hatte zu Beginn noch seine Tiraden und die Schreie gehört, so daß er stets darüber informiert gewesen war, wo sich der Schwarze mit der MPi aufhielt.

Leider war Kumo nicht dabei geblieben. Plötzlich umgab den Inspektor die einsame, nächtliche Stille des nebelverhangenen Waldes. Für ihn war es eine trügerische Ruhe, denn er wußte genau, daß zwei gnadenlose Killer unterwegs waren, um ihn zu töten. Suko war zwischen das hohe Gras des Unterholzes getaucht und verhielt sich zunächst still.

Er hoffte nur, daß keiner der Männer den BMW fand, wo Meggy Ryan wartete. Sie hätte die perfekte Geisel abgegeben. Daß es so kommen würde, damit hatte keiner rechnen können.

Suko wartete. Zuerst kniend, wenig später dann zu Boden gestreckt und auf der Seite liegend. Er machte es wie die Indianer und preßte sein Ohr gegen den weichen Untergrund, um früh genug die Echos

fremder Schritte hören zu können.

Die Killer waren schlau. Wenn sie sich in seine Richtung bewegen sollten, taten sie es äußerst vorsichtig und so lautlos wie möglich. Suko hörte nichts, bis auf die natürlichen Geräusche der nächtlichen Waldtiere, die auf Beutezug waren.

Im Laufe der letzten Minuten hatte der Nebel noch mehr an Dichte gewonnen.

Suko kam sich vor wie der Hauptdarsteller inmitten einer gespenstischen Kulisse.

Noch immer wartete er, das Ohr auf den Boden gepreßt. Und er hörte etwas. Allerdings keinen Schritt. Nicht weit von ihm entfernt war ein Ast gebrochen. Suko dankte seinen guten Ohren, daß er den Laut überhaupt vernommen hatte.

Kam einer der beiden näher?

Der Inspektor riskierte es und richtete sich vorsichtig auf. Er mußte hohes Gras zur Seite biegen und sorgte dafür, daß dies so geräuschlos wie möglich geschah.

In der Wohnung hatte er die beiden überwältigen können. Ein zweites Mal würde es nicht so einfach werden. Auch wenn sie von der Magie des Stabes nichts wußten, er schätzte sie so ein, daß sie sich jetzt darauf eingestellt hatten. Zu sehen war nichts.

Nur dieser verdammte Nebel zwischen den Bäumen, der sich ständig bewegte, neue Figuren bildete, die ineinanderfließen, wobei sie aussahen, als wollten sie sich an alles, was im Wald wuchs, festklammern.

Das verräterische Knacken hatte Sukos Sinne noch stärker geschärft. Leider war es ihm nicht gelungen, die Richtung herauszufinden, der Nebel schluckte viel und verzerrte ebenso.

Suko würde die Gestalt erst sehen können, wenn sie aus dem Nebel erschien.

Zum Glück hatten die beiden Killer mit den gleichen

Schwierigkeiten zu kämpfen.

Dunkelheit, zäher Dunst, das nasse Gras, die Kälte. Verdammt ungemütlich für jemand, der auf ein bestimmtes Ereignis wartete, das sogar noch lebensgefährlich für ihn werden konnte, wenn er nicht achtgab.

Er kam...

Suko nahm die Gestalt nur deshalb wahr, weil ein heller Schein den Nebel teilte. Der Schein mußte von einer Taschenlampe stammen, deren Strahl durch den Nebel zu einem gelbweißen Brei verändert wurde. Suko wäre das Risiko nicht eingegangen, seine Gegner fühlten sich wohl zu sicher.

Der Inspektor rechnete damit, daß es sich bei dem Lampenträger um Kumo, den Schwarzen handelte. Dieser Kerl bekam seine Gefühle nur schwer unter Kontrolle. Er haßte Suko bis aufs Blut, das zeigte er ihm. Das Licht bewegte sich. Kumo leuchtete die unmittelbare Umgebung ab, als er stehengeblieben war. Das Licht bewegte sich, der Nebel schien zu schwanken, wallte mal hell, dann wiedergrau auf, und plötzlich war der Schein verschwunden.

Aus — vorbei...

Suko hatte sich bisher nicht gerührt. Auch jetzt bewegte er nicht einmal den kleinen Finger. Er lag auf der feuchten Erde und lauerte. Wenn er sich jetzt falsch verhielt, so daß unter ihm das Laub raschelte, würde Kumo schießen. Es war leicht, jemand mit den Kugeln einer MPi zu treffen, dafür sorgte das Dauerfeuer.

Blätter knirschten unter den Schritten des sich anschleichenden Mannes. Im Wald war es finster. Gestalten konnte man erst im letzten Augenblick wahrnehmen.

So erging es auch Suko.

Doch zuvor roch er den Schwarzen, dem ein eigenartiger Geruch anhaftete. Es lag wohl an seinem scharf gewürzten Essen. Suko atmete flach.

Sein Gegner nicht. Er war zu hören, weil er manchmal zischend die Luft ausstieß.

Wieder vernahm Suko das Rascheln. Ein Zeichen, daß sich Kumo vorbewegt hatte.

War er schon da?

Auch Suko ging jetzt ein Risiko ein, indem er vorsichtig den Kopf anhob. Sehr, sehr bedächtig, nur keine überflüssige Bewegung, die den Kerl warnte.

Er sah ihn!

Fast zum Greifen nahe stand Kumo neben ihm. Suko konnte nicht erkennen, in welche Richtung der Schwarze schaute. Es war schon Zufall, daß er genau zu ihm gekommen war.

Der Inspektor hatte die Beretta nicht gezogen. Wenn eben möglich, wollte er seinen Gegner mit den Fäusten besiegen. Blutvergießen zu vermeiden, hieß das oberste Gebot.

Kumo drehte ab. Wahrscheinlich wandte er Suko den Rücken zu, sicher war es nicht.

Der Inspektor wollte eine Entscheidung. Noch stand Kumo günstig in seiner Nähe. In wenigen Sekunden konnte die Chance vorbei sein, wenn der Neger weiterging. Aus seiner flachen Eage schnellte Suko halb hoch und rammte seine Schulter in die Kniekehlen des Killers. Der flog nach vorn und drückte in einem Reflex ab.

Die MPi spuckte ihr Blei aus. Die Kugelgarbe jagte in den dichten Wald, hämmerte in das Geäst oder hackte in die Stämme. Die Schußgeräusche verstummten erst, als Kumo dumpf zu Boden fiel. Er lag auf dem Bauch, hielt die MPi fest, wollte sich wieder herumwerfen, doch Suko war schneller. Er sprang auf den Rücken des Mannes. Kumo gurgelte, als er Sukos Hand in seinem Nacken spürte. Der Druck preßte das Gesicht des Schwarzen in den Boden. Er bäumte sich auf, wollte Suko von seinem Körper wuchten und winkelte den rechten Arm mit der Maschinenpistole an.

Suko schlug zu.

Es war für ihn leicht, den dicken, harten und sehnigen Nacken des Schwarzen zu treffen. Karate beherrschte der Inspektor. Er wußte genau, wie er einen Gegner ins Reich der Träume schicken konnte. Das galt auch für Kumo.

Innerhalb einer Sekunde erlahmte dessen Widerstand. Sein Körper erschlaffte, und Suko konnte aufatmen. Einer seiner Wünsche war in Erfüllung gegangen. Er hatte es geschafft, den Killer unblutig aus dem Verkehr zu ziehen. Kumo hatte sich eben zu stark von seinen Gefühlen leiten lassen. Das wiederum würde einem Mann wie Quinton nicht passieren. Außerdem war er durch die Schüsse gewarnt worden und dementsprechend vorsichtig. Wenn Quinton die Gegend absuchte, machte er es dem Inspektor schwerer.

Zunächst nahm Suko die Waffe des Bewußtlosen an sich. Mit der MPi fühlte er sich zwar nicht besser, aber sie gab ihm doch das Gefühl einer gewissen Beruhigung. Tief atmete er durch. Der Atem stand als dichte Wolke vor seinem Mund. Trotz der Kühle lag Schweiß auf seiner Stirn. Das nächste Problem hieß Quinton. Wo befand er sich?

Der Wald war zwar nicht besonders groß, aber die Fläche reichte aus, um sich verbergen zu können. Suko jedenfalls wollte nicht an dieser Stelle bleiben.

Geduckt und mit der MPi in den Händen huschte er weiter. Er tauchte unter Zweigen hinweg und lief zum Waldrand, wo er die Fichtinseln sah. Noch im Wald blieb Suko stehen. Er hatte eine Lücke zwischen zwei Bäumen gefunden und wurde von beiden Seiten durch die dicken Stämme gedeckt. Der Weißblonde ließ sich nicht blicken. Er konnte überall stecken, durch das Licht allerdings bewegte er sich nicht. Die Stille umgab Suko wie ein Tuch. Auch vom Haus her vernahm er keine Geräusche. Er kam sich vor, als würde er inmitten einer abgestorbenen Landschaft stehen, wo das

Reich der toten Seelen begann, die durch den Nebel wanderten.

Daß Quinton nicht auf die Schüsse reagiert hatte, ließ auf seine Klasse schließen. Er war ein Mann, der nicht so leicht aus dem Konzept zu bringen war. Das wiederum bereitete Suko Sorgen. Quinton würde eiskalt vorgehen und versuchen, sein Netz aufzubauen. Warten oder losgehen und suchen?

Der Inspektor überlegte hin und her, was richtig war. Normalerweise hätte er gewartet. Ein Nervenkrieg dieser Art machte ihm nicht viel aus. Er dachte auch an John Sinclair, der im Haus steckte und wahrscheinlich ohne Hilfe gegen die mindestens zwanzig Killer-Bären ankommen mußte. Suko mußte ihm einfach beistehen.

Deshalb blieb er nicht. Er wollte den anderen herbeilocken, um endlich eine Entscheidung zu haben.

Der Inspektor tat etwas, das im Prinzip gegen seinen Willen war. Er machte sich bemerkbar, indem er laut den Namen des Weißblonden rief:

»He, Quinton! Kommen Sie her. Sie wollen mich, ich will Sie! Lassen wir es darauf ankommen!«

Bei freier Sicht wäre Sukos Ruf durch den Wald gehallt. In dieser Witterung jedoch sorgten die Nebelwolken dafür, daß ein Großteil der Akustik verschluckt wurde.

Suko ging davon aus, daß Quinton ihn trotzdem gehört hatte. Nur rührte der Mann sich nicht. Er blieb in seinem verdamnten Versteck hocken und hatte auch keine Lampe eingeschaltet. Nur das Licht vom Haus war zu sehen.

Suko ging weiter.

Diesmal bewegte er sich auf das Haus zu. Im Licht mußte seine Gestalt schwach zu sehen sein. Zwar ging er damit ein Risiko ein, er vertraute allerdings auf die Nebelschleier, die seine Figur verzerrten und das Zielen erschwerten. Wohl war Suko nicht. Er spürte in seinem Nacken das kalte Gefühl, das leichte Kribbeln, das entstand,

wenn er die Nähe des Todes spürte. In seinem Mund lag ein bitterer Geschmack, die Lippen hatte er fest zusammengekniffen, die Augen weit geöffnet, ohne allerdings besser sehen zu können.

Quinton ließ sich nicht blicken.

Suko erreichte das Haus, um das Nebelfetzen wie abgerissene Tücher wehten. Sie krochen auch an der Wand hoch und wallten über das Dach hinweg, aber sie waren so dicht, daß Suko nichts erkennen konnte. Neben der Veranda blieb er stehen, wartete einige Sekunden. Keine Schritte zu hören...

Dabei wurde er den Eindruck nicht los, daß sein Gegner irgendwo in der unmittelbaren Nähe lauerte. Quinton war ein Mann, der die Entscheidung unbedingt suchte und es wissen wollte. Ein Schauer rann über Sukos Rücken. Auch er war keine Maschine, die Gefühle ließen sich nicht abstellen.

Er wollte nicht auf die Veranda gehen, die dumpfen Schritte hätten ihn zu leicht verraten. Also schlug er einen Bogen und bewegte sich an der Vorderseite der Veranda entlang, und zwar so, daß er auf den Lichtschein zugehen konnte. Durch ihn waberte der Nebel. Die trägen Wolken waren überall, und sie bekamen vom See her noch mehr Nachschub. Das alte Holzhaus erinnerte Suko an einen Gespensterbau, aus dem jeden Augenblick die Geister herausstürmen konnten.

Sie drangen nicht aus dem Haus, und sie stürmten auch nicht lautlos. Es war nur ein Geist, der auf Suko gelauert hatte.

Flach hatte er bisher auf dem Dach der Veranda gelegen und eiskalt abgewartet. Quintons Rechnung war aufgegangen, der Chinese wollte die Entscheidung, die sollte er haben.

Zusätzlich wurde Suko von den Geräuschen in dem Haus abgelenkt. Er hörte die lauten Stimmen, einen Schuß. Was dann passierte, bekam er nicht mehr mit, obwohl er seinen Plan geändert hatte und in das Haus laufen wollte.

Im selben Augenblick richtete sich Quinton auf dem Dach der Veranda lautlos auf. Er sah wie ein gewaltiger Vogel aus, der die Flügel ausgebreitet hatte. Nur waren es bei Quinton keine Flügel, sondern Arme.

Suko hatte sich gedreht, schaute jetzt auf den Eingang. Es war mehr ein Zufall, daß er zum Dach hochschaute.

Dort stand Quinton!

Nein, er sprang bereits!

Suko sah den Schatten, er wollte die MPi hochreißen und den fallenden Körper damit abwehren, aber der Weißblonde war einfach zu schnell und tigerhaft.

Wuchtig prallte er gegen den Inspektor, dem das gleiche Schicksal widerfuhr wie Kumo.

Er flog zurück, prallte mit dem Hinterkopf hart gegen den Boden und sah dicht vor seinen Augen etwas Großes, Dunkles aus den Nebelwolken auftauchen.

Es war ein Revolverkolben.

Der explodierte an Sukos Schläfe. Der böse Schmerz raste durch Sukos Kopf. Trotz des Nebels sah er Quintons Gesicht dicht vor sich. Es kam ihm vor wie ein weiß angestrichener Granitblock, der plötzlich auseinanderflog, jedoch nur in Sukos Einbildung, denn im gleichen Augenblick umkrallte ihn die Bewußtlosigkeit und zog ihn hinein in den tiefen, pechschwarzen Schacht...

Das Auftauchen der kleinen Bestien war meine Chance!

Selbst Koonz hatte sich ablenken lassen und mich für einen Moment aus dem Blick gelassen. Er mußte trotzdem meine huschende Bewegung gesehen haben, denn er drückte ab.

Ich lag schon halb auf dem Boden, als ich das Krachen des Schusses hörte. Die Kugel verfehlte mich und hackte irgendwo in das Möbelstück. Meine Beretta lag leider zu weit weg, an sie konnte ich

nicht mehr herankommen. Für mich war wichtig, weiteren Kugeln zu entweichen. Ich prallte auf die Dielen und rollte mich einige Male um die eigene Achse. Deckung gab mir ein freier Sessel, hinter den ich hastig kroch, wobei ich noch Glück hatte, daß ich einer zweiten Kugel entwichte. Hinter dem Sessel fühlte ich mich etwas sicherer.

Ich peilte hinter der Lehne hervor und konnte Koonz sehen. Wie ein Buddha hockte er auf seinem Platz, die langläufige Waffe in der rechten Hand. Er schwenkte sie, zielte mal auf Celia Ryan, dann wieder in den Raum hinein.

Dabei kicherte er. »Sinclair, du entkommst uns nicht. Sie werden dich zerfetzen, dir den Hals aufreißen, dich fertigmachen, so daß du ausbluten wirst.«

Da hatte er wohl nicht unrecht. An die Kuscheltiere hatte ich in den letzten Sekunden nicht gedacht, aber auch sie waren wichtig. Ich warf einen Blick nach links. Im Hintergrund der Halle war die Tür aufgefliegen. Normalerweise hätten mich die Bestien längst erreicht haben müssen, doch sie bewegten sich nicht mehr. Inmitten ihres Anführers Ernie Ryan blieben sie auf dem Boden hocken, das heißt, zwei von ihnen hatten ihre Plätze auf seinen Schultern gefunden. Der Junge wirkte auf den ersten Blick harmlos, regelrecht lieb. Er hatte langes, braunes Haar. Das Gesicht besaß einen freundlichen Ausdruck, soviel ich erkennen konnte, aber wie es in seinem Innern aussah, das trug er nicht offen zur Schau.

Da er selbst noch nicht eingriff, gab er mir Gelegenheit, etwas zu unternehmen. Ich rechnete damit, daß Celia Ryan nicht eingreifen würde und ging das Risiko ein.

Plötzlich wuchtete ich den Sessel hoch und schleuderte ihn Sekunden später auf Koonz zu.

Der sah das Möbelstück auf sich zufliegen, gab einen schrillen Laut ab, schoß, traf den Sessel, dann krachte er gegen ihn und riß ihn mitsamt seiner Sitzgelegenheit um.

Ich hechtete auf den dritten Sessel zu, wo meine Beretta lag, riß sie an mich und kreiselte geduckt herum.

Das war gut so, denn Ernie wollte endlich zeigen, was in ihm und seinen Killertierchen steckte.

Sie griffen an!

Zwischen ihnen und mir befand sich die Treppe. Die Distanz war ungefähr gleich. Ich wollte zwar nicht fliehen, aber auch nicht in der Halle bleiben, wo ich noch immer mit Koonz' Attacken rechnen mußte. Also rannte ich auf die Treppe zu.

Auch die Kuscheltiere liefen.

Sie erinnerten mich an eine brausende Woge. Aus ihren Mäulern drangen fauchende Geräusche, die mich wie ein Windhauch trafen. Als ich die erste Stufe der breiten Holzterappe erreichte, bissen zwei zu. Die Zähne wollten nach meinen Beinen schnappen. Fast hätten sie es geschafft, wenn ich nicht schneller gewesen wäre und zugetreten hätte. Den ersten Teddy schleuderte ich zurück in die Masse seiner Artgenossen. Der zweite hatte unter dem Druck meines Fußes zu leiden. Ich quetschte ihn gegen den Boden und vernahm dabei ein quiekendes Geräusch. Dann drehte ich mich um und jagte mit gewaltigen Sprüngen die Stufen der Holzterappe hoch.

Zum erstenmal sagte Ernie etwas. Er stand unten, ich war inzwischen oben und drehte mich um.

»Packt ihn!« kreischte er mit einer hellen und dunklen Stimme zugleich. Wahrscheinlich befand er sich im Stimmbruch. »Los, holt diesen Kerl!«

Ob die Teddys seine Worte direkt verstanden hatten oder sich nur am Klang der Stimme orientierten, bekam ich nicht heraus. Jedenfalls setzte sich fast die Hälfte der Tiere in Bewegung. Sie sprangen mit grotesk anmutenden Bewegungen die Stufen der Treppe hoch.

Noch wurden sie mir nicht gefährlich. Ich riskierte einen raschen Blick nach unten in die Halle.

Celia Ryan war aufgestanden. Sie überblickte die Szenerie, ohne einen Kommentar abzugeben. In ihren Augen lag ein ungewöhnliches Funkeln. Möglicherweise war sie stolz auf ihren Enkel, der mit seinen kleinen Bestien die Lage beherrschte.

Am Boden lag der dicke Koonz. Er hatte Mühe gehabt, sich aus dem umgekippten Sessel zu rollen, bei seinem Gewicht kein Wunder. Wie zum Hohn lag die Schachtel mit den Dominowürfeln in seiner Nähe, aber er faßte nicht hin.

Mühsam stemmte ersieh auf die kurzen Beine, wobei er die Waffe nicht losgelassen hatte.

Er interessierte mich im Moment nicht, ich mußte mich um die Kuschtiere kümmern.

Auf breiter Front rückten sie näher. Beinahe wie Hasen hoppelten sie die Treppe hoch, überwandn Stufe für Stufe, hatten die Hälfte hinter sich gelassen, und ich richtete die Mündung der Beretta auf sie. Das sah auch der Junge. »Es hat keinen Sinn, wenn Sie schießen, Mister. Sie sind besser.«

»Ich glaube es nicht, Ernie. Hast du schon etwas von geweihten Silberkugeln gehört?«

Er zwinkerte mit den Augen, hob dann den rechten Arm und wischte durch sein Gesicht.

»Ich warte auf eine Antwort!«

Seine Tierchen hatten wohl den Befehl bekommen, sich ruhig zu verhalten. »Wer sind Sie?« fragte er.

Ich lachte in die Halle hinab. »Jemand, der auf Geister, Dämonen und ähnliche Typen spezialisiert ist. Ich mag es nicht, wenn Menschen mit Schwarzer Magie in Kontakt treten. Hast du gehört?«

»Ja!«

»Dann richte dich danach.«

Celia Ryan griff ein. »Laß dich nicht beirren, Junge. Geh nur deinen Weg weiter, Ernie. Geh ihn!«

»Das mache ich auch!«

»Du hast die Kraft. Du kannst diesen Kerl vernichten. Das weißt du alles. Denk an unsere Jahre, an unser Training. Heute ist die Stunde deiner Bewährung gekommen.«

»Natürlich, Großmutter!« Ernie wandte sich wieder an mich. »Sie haben es gehört, Mister. Meine Großmutter baut mich auf. Ich gehorche ihr, Mister.«

»Ich heiße übrigens John Sinclair und möchte dir sagen, daß deine Großmutter eine Närrin ist, die es nicht mehr schafft, die Lage zu überblicken.«

»Das war eine Beleidigung, Sinclair!«

»Ich weiß!«

Koonz war mittlerweile auf die Beine gekommen. Leicht war es ihm nicht gefallen. Er hatte sich bewegt wie ein fatter Sumo-Ringer. Jetzt stand er breitbeinig da und kicherte. Seine Waffe deutete in die Halle. Er schwenkte die Mündung.

Ich schoß schneller.

Koonz schrie, denn er war getroffen worden. Ich hatte mir mit dem Zielen Zeit gelassen und ihn an der rechten Hand erwischt. Sofort öffnete er seine Faust, der schwere Revolver entfiel seinen Fingern und landete am Boden.

Der große TV-Mogul preßte die Linke um sein rechtes Handgelenk und bewegte sich tanzend auf der Stelle. Den Mund hielt er weit offen. Aus der Öffnung drangen quiekende und gleichzeitig keuchende Laute. Tränen quollen aus seinen Augen und rannen über das feiste Gesicht. Er wankte zurück, fiel nach hinten und knallte neben dem umgekippten Sessel zu Boden. Daß er dabei mit seinem Hinterteil die Schachtel mit den Dominosteinen unter sich begrub und die Würfel zu Matsch zerdrückte, verlieh dem Ganzen eine komische Note. Aber komisch war es nicht. Weder die kleinen Bestien, noch Ernie oder seine Großmutter. Auch Koonz war noch

nicht ganz aus dem Rennen. Er hetzte Ernie gegen mich auf.

»Mach ihn doch endlich fertig, diesen verfluchten Bullen! Laß ihn zerreißen!«

»Klar, Mr. Koonz!«

»Ja, Ernie, gib es ihm. Du kannst mehr als wir alle zusammen. Zerbrich ihn!«

Die Alte war wie von Sinnen. Ich jedenfalls konnte mich wieder auf die Kuschtiere konzentrieren. Während sich Koonz jammernd darüber beschwerte, daß Blut aus seiner Schußwunde quoll, setzten die kleinen Tiere ihren Weg fort.

Ernie blieb unten. Sein Gesicht hatte einen anderen Ausdruck bekommen. Fast überirdisch, in den Pupillen leuchtend. Wahrscheinlich wurde einer seiner Träume wahr.

Ich überlegte, wie ich mich wehren sollte. Mit Silberkugeln in die Masse hineinschießen.

Das war natürlich einfach, nur standen mir die Geschosse in begrenzter Zahl zur Verfügung. Da war im Moment der Rückzug besser. Bevor sie mich erreichen konnten, verschwand ich von der obersten Stufe. An die Treppe schloß sich ein Gang an. Nicht sehr breit, auch aus Holz bestehend, durch Türen aufgelockert.

Eine riß ich auf.

Es war die zweite von links. Ich gelangte in ein fast leerstehendes Zimmer, dessen Fenster zum Hof hinausführte. Das Licht funktionierte. Die Lampenschale unter der Decke verbreitete einen gelben Schein, der über einen alten Schrank glitt. Mehr Möbel sah ich nicht. Der helle Anstrich der Holzwände zeigte dicke, feuchte Flecken. Dieses Haus war mehr als mies isoliert.

Von innen aber steckte ein Schlüssel, den drehte ich herum. Dann lief ich zum Fenster, öffnete es und wartete ab.

Es war klar, daß mich die kleinen Bestien sofort finden würden, und ich hörte sie auch draußen auf dem Gang.

Sie rutschten und hüpfen über das ziemlich glatte Holz der hell gestrichenen Bohlen.

Schritte vernahm ich nicht. Ernie oder seine Großmutter schienen sich vorerst zurückzuhalten.

Ich dachte auch an Suko, der irgendwo draußen umherirrte. Hoffentlich gelang es ihm, die beiden Killer zu stoppen und mir anschließend zu Hilfe zu kommen.

Vom Gang her hörte ich nichts. Stille aber nur für einen Moment. Dann fingen die kleinen Bestien an.

Zuerst sprangen sie nur gegen die Tür. Das sogar mit ziemlicher Kraft, denn bei manchen Treffern erzitterte das Holz. Wenn das so weiterging, war es nur mehr eine Frage der Zeit, wann sie die Tür aufbrechen würden. Nach ungefähr fünfzehn Sekunden brachen sie den Angriff ab. Hatten sie aufgegeben?

Nein, sie machten weiter. Nur nach einer anderen Methode. Wie die Ratten nagten und sägten sie am Türholz. Ich konnte hören, wie sie ihre Zähne hineinschlugen. Das Schaben pflanzte sich im Raum fort, es irritierte mich etwas, denn ich wartete darauf, daß es die kleinen Bestien irgendwann schafften, die Tür zu durchbeißen.

Noch hielt sie...

Aber sie machten weiter. Über die gesamte Türbreite hinweg verteilte sich das widerliche Geräusch, in das plötzlich Schritte hineinklangen. Jemand kam. Das mußte Ernie sein, Koonz oder Celia gingen anders. Vor der Tür verstummten die Schritte. »Sinclair?«

»Ja...«

Ernie lachte. »Hast du gehört, wie sie nagen? Sie werden die Tür durchsägen.«

»Ich habe gute Ohren.«

»Möchten Sie, daß meine Tierchen zu Ihnen kommen?«

»Nicht unbedingt.«

Ernie räusperte sich. »Wir kriegen Sie, Mr. Sinclair. Ich habe

bisher alles bekommen, was ich will, verstehen Sie?«

»Du bist noch jung, Ernie, so verdammt jung. Erst vierzehn. Lieber Himmel, wie bist du dazu gekommen, schon in deinen Jahren derart schlimm zu werden?«

»Ich bin nicht schlimm, ich bin gut. Das ist der Unterschied.«

»Okay, da stimme ich zu. Dann sage mir, wie es kommt, daß du so gut geworden bist.«

»Nicht durch meine Mutter!«

»Das weiß ich. Also der Vater!«

Als Antwort bekam ich ein stolzes und langgezogenes »Jaaa...« zu hören. Dann sprach er weiter. »Mein Vater war es, der mich geprägt hat.«

»Was war er denn?«

»Hat Ihnen meine Mutter nichts erzählt?«

»Sie sprach von einem Seemann...«

»Ja, er war ein Seemann. Jedenfalls ist er diesem Beruf nachgegangen, Mr. Sinclair. Tatsächlich aber war er mehr, viel mehr.«

»Und was?«

»Mein Vater kannte die Welt. Er ist überall herumgekommen. In Asien, im Orient, in Afrika. Während seine Kollegen sich betranken, hat er sich mit den fremden Völkern und deren Kultur beschäftigt. Mystik liebte er über alles. Er hat gelernt, daß es Schattenwesen und Dämonen gibt. Er war davon dermaßen fasziniert, daß ihm ein Magier eine Beschwörung beigebracht hat. Es war eine besondere Beschwörung. Sie galt einem mächtigen Dämon aus vergangener Zeit. Dessen Geist stand meinem Vater sehr positiv gegenüber. Er forderte nur vom ihm, ein Kind zu zeugen. Das hat er getan. Das Schiff lief als nächsten Hafen London an. Mein Vater kannte in allen Häfen der Welt Mädchen und junge Frauen. Hier traf er meine Mutter. Ich wurde gezeugt, und mein Vater zog sich wieder zurück.

Erließ die Mutter allein in London. Sie lehnte mich ab, als ich geboren wurde, im Gegensatz zu meiner Großmutter, die mich großzog und erkannte, welche Fähigkeiten in mir steckten. Verstehen Sie, Mr. Sinclair?»

»Ja. Es sind die Fähigkeiten des Dämons, den dein Vater beschwor.«

»Richtig. Sie kamen nicht ihm zugute, sondern mir, dem männlichen Nachfolger aus der nächsten Generation. Ich verfüge über die Kräfte des anderen Dämons. Verstehen Sie nun?»

»Mir ist alles klar.«

»Und ich werde die Kräfte auch einsetzen...«

»Wie ist das mit den Plüschtieren? Hast du deinen Geist mit ihnen geteilt, Ernie?»

»Ich gab einen Teil der Kraft an sie ab. Sie sind herrlich, nicht wahr. Nur wußte ich nicht, wie ich meine Macht ausbauen sollte, aber Grandma hatte eine phantastische Idee, die von Mr. Koonz sofort aufgegriffen wurde. Er, sie und ich werden sehr mächtig werden. Diese Macht bin ich meinem Vater und dem Dämon schuldig.«

»Du hast von einem Teil der Kraft gesprochen, Ernie. Gibt es da noch etwas in dir?»

»Gut geraten, Mr. Sinclair, oder gut zugehört. Natürlich gibt es diese Kraft noch, aber sie ist nicht die gleiche wie bei den Tieren. Es ist eine andere, ich will sie auch als sehr flexibel bezeichnen, verstehen Sie? Ich kann viele Dinge...«

Hatte es Sinn, ihn überzeugen zu wollen? Meine Güte, Ernie war erst vierzehn, ein Jugendlicher. Ich empfand die Entwicklung als verdammt schlimm und suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Ich wollte keine Gewalt, die den Jungen trotz seiner Fähigkeiten möglicherweise das Leben kostete. Er mußte einfach eine Kehrtwendung machen und auf den richtigen Weg geführt werden.

»Hat es Ihnen die Sprache verschlagen, Mr. Sinclair?«

»Beinahe, das gebe ich zu. Ich denke auch nach.«

»Worüber? Über Ihr Schicksal?« Seine Stimme klang direkt giftig, als er das fragte.

»Unter anderem.«

»Das ist besiegelt.«

»Ich will es nicht glauben, Ernie. Du kannst nicht so schlecht sein. Gut, deine Fähigkeiten sind außergewöhnlich. Ist dir schon mal in den Sinn gekommen, sie anders einzusetzen?«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ernie.« Ich sprach jetzt mit bebender Stimme. »Wer solche Fähigkeiten besitzt, wie du sie hast, der hat auch eine Verpflichtung übernommen. Eine Verpflichtung anderen gegenüber.«

»Das weiß ich.«

»Nein, das weißt du nicht. Du darfst deine Kräfte nicht für Dinge einsetzen, die Menschen zerstören. Du bist verpflichtet, den anderen, genau umgekehrten Weg zu gehen. Haben wir uns verstanden?«

»Ja.«

»Dann kehre um, Ernie. Noch ist es nicht zu spät. Kehre um, ich bitte dich. Der Pakt mit Koonz führt dich in das Verderben. Er nutzt dich nur aus, er ist...«

»Nein, meine Großmutter hat ihn nicht grundlos ausgesucht.«

»Auch sie wurde von ihm reingelegt. Koonz umgibt sich mit Verbrechern. Er hat viele Morde auf dem Gewissen...«

»Großmutter sagte, daß eine weltbewegende Tat zahlreiche Opfer fordert. Das war schon immer so, das wird auch immer so bleiben, Mr. Sinclair. Sie können mir nichts...«

»Sei vernünftig, Ernie!«

»Das hätten Sie sein sollen, Mr. Sinclair. Sie hätten nicht herkommen dürfen. Jetzt ist es zu spät, viel zu spät. Wir wollen keine Zeugen haben, hat Mr. Koonz gesagt. Ich richte mich danach. Sie

können uns nicht stoppen, Mr. Sinclair...«

Ich schloß für einen Moment die Augen und ballte die Hände zu Fäusten. Ernie hatte mich in eine Zwickmühle gebracht. Ich war im Prinzip gezwungen, ihn zu bekämpfen. Aber konnte ich tatsächlich gegen einen erst vierzehnjährigen Jungen angehen?

Er hatte die Helfer wieder vorbereitet. Abermals vernahm ich die sägenden und kratzenden Geräusche, mit denen sie die Zimmertür malträtierten. Im Rücken, wo das Fenster offenstand, spürte ich die Kälte. Nebelschwaden wogten in den Kaum und verteilten sich wie Rauch.

»Schließen Sie lieber die Tür auf, Mr. Sinclair!« forderte der Junge.

»Öffnen Sie!«

»Und wenn nicht?«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich noch andere Kräfte besitze. Deshalb werde ich sie auch einsetzen.«

»Ernie, auch ich bin nicht waffenlos. Das solltest du bitte nicht vergessen!«

Er lachte, und er lachte weiter. Auch dann noch, als er seine Kräfte einsetzte.

Es begann mit einem Zittern der Tür, als hätte jemand mit mehreren Hämmern gleichzeitig dagegengeschlagen. Nur vernahm ich keinen Laut, aber die Tür bäumte sich mir entgegen.

Ich hatte bisher nur einen gewissen Verdacht gehegt. Nun verdichtete er sich zur Gewißheit.

Ernie Ryan besaß Telekräfte. Er schaffte es, Gegenstände durch rein geistige Kräfte zu bewegen. Telekinese, hieß diese Eigenschaft. Die Tür hielt noch. Sie ächzte und stöhnte wie ein Mensch. Sie knirschte in den Angeln - und brach.

Ich war sicherheitshalber zurückgewichen und stand nicht mehr weit vom offenen Fenster entfernt. Wäre ich stehengeblieben, hätte

mich die verdammte Tür erwischt, denn sie wurde regelrecht in das Zimmer hineinkatapultiert. So aber knallte sie vor mir zu Boden, daß die Bohlen erzitterten.

Gleichzeitig jagten die kleinen Bestien in den Raum. Auf der Schwelle aber stand Ernie.

Er hatte sich verändert. Ein Sturmwind schien nur ihn allein zu umtosen. Seine Haare hatten sich aufgerichtet, die Augen besaßen Ähnlichkeit mit blassen Laternen. Bleich wie kaltes Rinderfett sah seine Haut aus. Er stand unter der Kontrolle einer anderen Kraft, und auch ich spürte den Ansturm dieser starken Magie.

Zusammen mit den verdammten Plüschtieren würden sie mich erledigen. Bevor ich zum Spielball des vierzehnjährigen Ernie werden konnte, zog ich den Rückzug vor. Das Fenster war nur mehr einen Schritt entfernt. Dahinter lag der verwilderte Garten mit seinem ziemlich weichen und nachgiebigen Untergrund.

Den Sprung würde ich überstehen. Auf der Stelle drehte ich mich herum, kletterte auf die Fensterbank, duckte mich und sprang hinein in die neblige Dunkelheit.

Zugleich erwischte mich der Schlag am Rücken. Jemand zerbiß die Kleidung und drang durch bis auf die Haut.

Ein Kuscheltier hatte mich erwischt!

Der sumpfweiße Untergrund dämpfte den Aufprall. Zwar katapultierte mich der Stoß noch nach vorn, ich konnte ihn jedoch gut abfangen und blieb sogar auf den Beinen.

Nur der Schmerz auf meinem Rücken gefiel mir weniger. Dort hatte sich die kleine Bestie regelrecht festgebissen. Ich lief einige Schritte in den dunklen, nebelverhangenen Garten hinein, durchbrach ein Gebüsch und schlug den rechten Arm um meinen Körper, weil ich die kleine Bestie vom Rücken herunterzerren wollte.

Die Finger packten den Stoff. Er fühlte sich so wunderschön weich

an, kuschlig eben. Kaum zu glauben, daß dieser Teddybär darauf eingestellt worden war, andere zu töten.

Ich zerrte ihn los. Er zappelte in meiner Hand, bewegte Hände und Füße, klappte auch das Maul auf und zu, nur gelang es ihm nicht, den Kopf so weit zu drehen, daß er mich hätte in die Hand beißen können. Am Fenster erschien Ernie.

»Laß ihn los!« kreischte er.

Ich schaute hoch. Der Junge stand dort wie gemalt und umgeben von feuchten Nebeltüchern. Er hatte seine Hände auf den unteren Rahmen gestützt, der Kopf war leicht nach vorn gedrückt. Mich selbst konnte er sicherlich nur als Schatten erkennen.

»Nein!« rief ich zurück.

Da zerstörte er ihn selbst. Ein Zucken durchrann den Körper der kleinen Bestie. Der Teddy bäumte sich noch einmal auf, als wollte er mir aus den Fingern springen.

Bevor er dies schaffte, wurde er in meinem Griff weich und aschig. Die Reste rieselten zu Boden. Zuletzt fielen die Augen, zwei kleine Halbkugeln, mehr nicht.

»Niemand darf meine Kinder töten!« schrie der Junge. »Niemand! Haben Sie gehört? Nur ich bestimme es!« Er löste eine Hand vom Rahmen und deutete schräg in die Tiefe. »Glauben Sie nur nicht, daß Sie gerettet sind. Ich kriege Sie noch. Wir kriegen Sie!«

Er zeigte mir auch, was er damit meinte, denn im selben Augenblick sprangen einige seiner Tierchen hoch und hockten sich zu ihm auf die Bank. Im Nebel sah ich sie nur undeutlich. Außerdem war Ernie gefährlicher, weil er eben die Gabe der Telekinese besaß. Wenn er sich wieder darauf besann, konnte es für mich schlecht ausgehen. Ich wollte weg aus seiner näheren Umgebung.

Ernie redete noch weiter, ich zog mich zurück. Geisterhaft tauchte ich ein in den Nebel. Mir geschah nichts mehr. Das Haus wollte ich nicht außer Kontrolle lassen, in seinem Innern würde sich auch

weiterhin das Finale abspielen.

Bisher hatte es in diesem Haus noch keine Toten gegeben. Ich wollte alles tun, damit dies auch so blieb.

An der Seite blieb ich stehen und atmete tief durch. Auf meinem Gesicht hatten sich Nässe und Schweiß miteinander vermischt. Noch stand nicht fest, daß ich die Auseinandersetzung gewinnen würde, zu viele Unwägbarkeiten neigten die Waage einmal auf die rechte, dann wieder auf die linke Seite. Außerdem wußte ich nicht, was mit Suko geschehen war.

Ich ruhte mich ein wenig aus. Im Haus war es still geworden. Auch von dem offenen Fenster an der Rückseite hörte ich nichts mehr. Damit stand nicht fest, daß der Junge seinen Plan aufgegeben hatte. Sicherlich suchte er nach einer neuen Variante des gefährlichen Spiels. Um mich auf ihn allein konzentrieren zu können, mußte ich zunächst seine Großmutter und natürlich Koonz aus dem Verkehr ziehen. Die beiden durften mir nicht in die Quere kommen.

Der einfachste Weg war oft der schnellste und beste. Ich erreichte sehr bald die seitliche Begrenzung der Veranda und überlegte, ob ich sie jetzt schon betreten sollte, als mir etwas auffiel.

Deutlich war es leider aus meiner Entfernung nicht zu sehen, aber vor der Veranda bewegte sich etwas.

Nach wenigen Schritten wußte ich mehr. Und was ich sah, ließ mir die Haare zu Berge stehen...

»Wie ein Sack!« flüsterte der Weißhaarige. »Wie ein alter Sack liegst du zu meinen Füßen, Chineser!« Quinton lachte rauh und gemein. In seinen Augen schillerte Triumph. Er hatte es endlich geschafft, diesen verhaßten Bullen in seine Gewalt zu bekommen. In der rechten Hand hielt er einen seiner beiden Revolver. Er selbst kniete neben dem regungslosen Körper des Mannes, drückte seinen Arm vor und stach die Mündung des Revolvers hinein in die

treibenden Nebelschwaden, bevor er sie an die Stirn setzte, genau zwischen die Augenbrauen. Sein Zeigefinger umklammerte den Abzug. Eine winzige Bewegung nur, und es hatte den Bullen gegeben.

Nicht daß Quinton Skrupel gezeigt hätte, einen Mord zu begehen, nein, er wollte noch etwas anderes. Der Bulle sollte etwas von seinem Tod merken. Quinton wollte die Angst in seinem Gesicht sehen, ihn auch betteln hören, denn er hatte den Schlag quer durch sein Gesicht in der Wohnung nicht vergessen.

Wenn der Chinese winselte, würde ihm Quinton eiskalt erklären, daß es aus war und dann abdrücken.

Im Haus tobte ein Kampf. Quinton hatte Schüsse gehört und Stimmen. Es interessierte ihn nicht. Diesmal mußte Koonz sehen, wie er allein zurechtkam. Der Tod des Bullen war Quintons persönliche Angelegenheit. Um Sukos Erwachen aus der Bewußtlosigkeit zu beschleunigen, schlug er ihm einige Male gegen die Wangen. Nur leichte Schläge, mit einer Hand geführt, denn in der anderen hielt er die Kanone.

»Komm schon, Chink, wach auf. Ich will in deine Augen sehen und die Angst erleben...«

Noch rührte sich Suko nicht. Auf seiner Stirn dicht unter dem Haaransatz zeichnete sich eine Beule ab. Sie würde bestimmt noch weiter wachsen und sich farblich verändern. Das aber sollte er nicht mehr erleben. Wieder schlug Quinton zu, faßte auch in die Haare des Polizisten und bewegte wütend den Kopf.

Er hatte mit seinen Bemühungen Erfolg. Fast übergangslos öffnete Suko seine Augen.

»Endlich!« würgte der Weißblonde hervor. »Endlich schläfst du nicht mehr, du Hund!«

Suko sah kaum etwas, obwohl er seine Augen offenhielt. In seinem Kopf tobten die Schmerzen. Sie überdeckten jedes andere Gefühl. Er

spürte auch nicht den Druck der Waffe an der Stirn und merkte ebenfalls nichts von seinen durch die Schläge brennenden Wangen.

Suko kam sich vor, als hätte man die äußere Hülle des Kopfes in Watte eingepackt. Nur im Schädel selbst war alles furchtbar. Da fanden ständig neue Explosionen statt.

»Erkennst du mich, Bulle?«

Zischend hatte der Weißblonde die Frage gestellt und war auch von Suko verstanden worden. Viel erkennen konnte er nicht. Hinter dem Nebel schien Quintons Gesicht in einer geleeartigen Masse zu schwimmen, die Stimme allerdings hatte Suko nicht vergessen.

»Ja...«

»Das ist gut. Dann weißt du auch, daß ich dein Henker sein werde. Ich hätte dich schon vorher abschießen können, aber ich habe dich erst aus dem Reich der Träume geholt. Ich will, daß du um dein Leben flehst, daß du mich anbettest...«

»Ist das bei dir so üblich?«

»Und wie, Bulle. Ich komme aus der Hölle. Ich habe sie in Mittelamerika erlebt. Dort haben die Menschen auch gewinselt, bevor ich schoß. Wir sind in die Dörfer eingefallen, haben die Granaten geworfen und anschließend noch ge...«

»Hör auf, du Schwein!« Selbst bei Suko, einem Menschen, der sich gut beherrschen konnte, riß einmal der Faden. Diese dünne Grenze war hiermit erreicht. Er wollte sich die verdammten Worte des Mannes einfach nicht mehr anhören. Diese Menschenverachtung war für ihn einfach unerträglich.

»Zart besaitet, wie?«

»Nein, Quinton. Ich bin im Gegensatz zu dir nur normal. Als Mensch kann man deinen Taten nicht zustimmen. Ich verachte dich deshalb, du Killer.«

»Das wird dir alles nichts mehr nützen. Du hast mich in der Wohnung persönlich angegriffen, du hast mich geschlagen. Mich darf

niemand ungestraft schlagen. Wer es trotzdem getan hat, überlebte es nicht mehr. So lautet meine Rechnung!«

»Dann schieß doch!«

Der Weißblonde zog die Lippen zurück. »Weshalb? Ich will sehen, wie du bettelst.«

»Darauf kannst du bis zum Jüngsten Tag warten, Killer. Ich flehe nicht um mein Leben.«

Aus Quintons Gesicht wurde eine säuerliche Grimasse. »Schade«, sagte er, »das ist wirklich schade. Dann muß ich eben...«

Er sprach nicht mehr weiter. Irgend etwas hatte ihn irritiert. Vielleicht ein Geräusch, möglicherweise auch nur eine Vorahnung. Menschen wie er waren mit sehr empfindlichen Sinnen ausgestattet, die wie Antennen wirkten. Seine Haltung versteifte sich. Noch blieb die Mündung auf Sukos Stirn regelrecht kleben, obwohl der Killer seinen Kopf nach rechts drehte.

Suko blieb still. Er rührte sich nicht. Diesmal hatte er keine Chance, an seinen Stab zu gelangen. Wenn er nur einmal verkehrt zuckte, würde Quinton sofort schießen.

Sekunden verstrichen in atemloser Spannung. Schließlich entspannte sich Quinton wieder. »Es war wohl nichts«, sagte er und drehte seinen Kopf Suko zu. »So, damit du...«

»Doch, Quinton da war etwas. Da ist auch etwas — nämlich ich!«

Quinton wurde steif. Das Gefühl hatte ich aus meiner Blickrichtung. Es war mir tatsächlich gelungen, mich ungehört an ihn heranschleichen zu können. Jetzt stand ich nur einen Schritt von ihm entfernt und zielte mit der Beretta auf seinen Hinterkopf. »Sinclair!« säuselte er fast.

»Genau. Ich habe eine Waffe. Die Mündung ist auf deinen Schädel gerichtet, Killer!«

Er lachte. »Ja, wie schön. Dann steht es unentschieden. Auch ich halte eine Kanone in der Hand. Wenn du abdrückst, drücke ich auch.

Ich bin hin, aber das Schlitzauge auch.«

Da hatte er recht. Das Risiko eines Schusses war einfach zu groß. Auch bei einem Todesschuß konnte es ihm im letzten Moment noch gelingen, den Finger zu krümmen. Es brauchte nur ein Reflex zu sein, mehr nicht. Dann war Sukos Leben ausgelöscht. Das Risiko konnte ich nicht eingehen. Ich hatte zumindest dafür gesorgt, daß es verlängert wurde.

»Laß dir etwas einfallen, Bulle...«

Verflucht, bei mir drängte die Zeit. Nicht allein wegen Suko, der natürlich Vorrang hatte, es ging auch um Frnie Ryan und dessen tödliche Kuscheltiere.

»Na, kannst du dich nicht entscheiden, Sinclair?«

»Doch.«

»Wie lautet sie?«

»Du solltest aufgeben, Quinton. Es ist vorbei. So kommst du nicht durch. Laß es sein!«

»Sinclair, du Idiot. Ich habe immer gedacht, daß es Bullen gibt, die denken können. Du hast mich enttäuscht. Am besten wird sein, wenn du deine Kanone wegwirfst.«

»Und dann?«

»Werden wir weitersehen, Sinclair.«

Ich ließ mir aus einem bestimmten Grund Zeit mit der Antwort, denn ich hatte gesehen, daß sich etwas durch den Nebel bewegte. Gestalten, nicht sehr groß, sie erreichten kaum Kniehöhe, aber sie waren gefährlich, auch außerhalb des Hauses. Die tödlichen Plüschtiere kamen...

Mein Blickfeld war besser als das des Killers, der sich zu stark auf Suko konzentrierte. Er hatte die kleinen Bestien noch nicht entdeckt, und ich fragte mich, ob ich ihn warnen sollte.

Wen würden sie angreifen?

Wahrscheinlich uns beide. Das wiederum konnte Sukos Ende

bedeuten.

»Sinclair, ich höre nichts...«

»Das hat seinen Grund, Quinton. Wir bekommen nämlich Besuch, Killer.«

»Von wem?«

»Wenn du dich umschaust, wirst du es selbst feststellen. Es sind die kleinen Freunde, die den Kindern normalerweise Spaß bereiten. Jetzt allerdings könnte daraus tödlicher Ernst werden. Bist du ein Freund der Kuscheltiere, Quinton?«

»Bluff, verdammt!«

»Nein.« Noch immer zielte ich auf seinen Rücken. Ich konnte nicht das Gesicht des Killers erkennen, glaubte aber zu bemerken, daß er über gewisse Dinge nachdachte.

Würde er sich auch ablenken lassen?

»Es stimmt tatsächlich!« meldete sich Suko. »Ich sehe sie jetzt auch. Du solltest dich an dein Menschsein erinnern, Killer!«

»Verdammt, du willst...«

»Schau zur Seite!«

Es wurde Zeit. Die kleinen Monstren waren schon so nahe an uns herangekommen, daß sie uns mit einem Satz erreichen würden. Bisher hatte ich vier gezählt.

Wir hatten Quinton tatsächlich nervös gemacht. Er drehte den Kopf nach rechts. Jetzt mußte er sie eigentlich sehen.

Das war der Moment. Ich ging das Risiko ein. Da ich in seinem Rücken stand, hatte er nicht gesehen, wie ich mein Bein anhob. Ich trat zu. Eisenhart und blitzschnell. Er schoß nicht, keuchte auf und flog zur Seite. Dann erst drückte er ab, doch die Kugel hämmerte in den Erdboden. Er lag auf dem Bauch. Mein Fuß hatte ihn am Kopf erwischt. Okay, es war ein harter Treffer gewesen, aber immer besser, als tot zu sein. Wie paralysiert lag er auf dem Boden. Ein ausgeknockter Killer, eine Beute für die Kuscheltiere.

Sie wollten töten, sie wollten Blut.

Im nächsten Moment wurden Suko und ich zum Lebensretter des Killers Quinton.

Beide hatten wir unsere Silberkugel-Berettas gezogen und schossen die Kuscheltiere ab.

Die Kugeln jagten hinein in die kleinen Körper und zerstörten sie. Die Teddys wälzten sich am Boden, überschlugen sich, rollten sich herum und zerfielen zu Staub.

Selbst Suko, der noch nicht richtig bei Kräften war, hatte sich aufgesetzt und einen Teddy getroffen.

Jetzt, wo es vorbei war, kippte er stöhnend zurück und blieb auf dem Rücken liegen.

Ich kümmerte mich um Quinton. Mein Tritt hatte ihm an der rechten Gesichtshälfte die Haut aufgerissen. Dort blutete er. Ich rollte ihn auf den Rücken und entwaffnete ihn.

Sein Blick hatte etwas Glasiges bekommen. Bewußtlos war er nicht, denn er wollte reden. Er fluchte sogar und setzte mir keinen Widerstand entgegen, als ich Handschellen hervorholte und die Ringe einmal um ein Handgelenk und zum anderen um einen Fußknöchel klicken ließ. Killer dieser negativen Güteklasse mußte man so behandeln. Mit allein gefesselten Händen oder Füßen hätte er sich bis zum bitteren Ende gewehrt und vielleicht noch getötet.

Quinton war für mich Vergangenheit. Andere Dinge lagen noch vor uns. Ernie und seine verdammten Kuscheltiere. Sie steckten im Haus, zusammen mit Celia Ryan und Cyril F. Koonz. Auch dort mußten Suko und ich aufräumen.

Ich streckte ihm den Arm entgegen. »Okay, Partner, wie fühlst du dich? Kannst du gehen?«

»Immer.«

Es war übertrieben. Als ich ihn hochzog, bekam ich schon mit, daß er Schwierigkeiten mit seinem Gleichgewicht hatte. Wenn er ging,

schwankte er.

Ich stützte ihn ab. Wir blieben vor dem Haus stehen. Zwischen dem Gebäude und uns trieben die Nebelschwaden. Ich selbst kam mir vor wie ein Geschlagener.

»Den anderen habe ich erwischt, John. Er liegt irgendwo im Wald.«

»Tot?«

»Nein, er träumt nur.«

»Gratuliere.«

Suko lachte. »Man weiß ja, was sich gehört. Und was ist mit dir? Erfolg gehabt?«

»Leider nicht. Ernie ist ein Mensch mit besonderen Fähigkeiten. Der beherrscht die Telekinese.«

»Auch das noch. Wie willst du ihm beikommen?«

»Keine Ahnung.«

»Aber nicht hier draußen.«

»Genau.«

»Dann laß uns endlich gehen.«

Gemeinsam schritten wir auf das Haus zu. Da ich meinen Freund stützte, wirkten wir wie zwei geschlagene, müde Krieger und nicht wie Helden, die es noch einmal versuchen wollten.

Die hölzerne Veranda rückte auf uns zu. Jedenfalls hatte ich den Eindruck, so wie sie sich aus dem Nebel schälte. Graue Schwaden umwallten die Pfosten, krochen an ihnen hoch bis zum flachen Dach. Die Haustür war verschlossen. Wahrscheinlich hatten die teuflischen Kuscheltiere das Haus durch das offenstehende Fenster an der Rückseite verlassen.

Wir schritten leise über die Bohlen der Veranda. Beobachtet wurden wir nicht. Jedenfalls zeigte sich kein Gesicht hinter den Fenstern der kleinen Eingangshalle.

»Bist du okay?« fragte ich meinen Freund.

Er winkte ab. »Eine Pistole kann ich noch halten. Wir müssen die Tierchen doch erschießen — oder?«

Ich hob die Schultern. »Die große Unbekannte in der Rechnung ist Ernie.« Mein ernster Blick traf Suko. »Oder willst du auf einen Vierzehnjährigen feuern?«

»Gott bewahre!«

»Eben.«

Er schlug mir auf die Schultern. »Vielleicht gibt es eine andere Chance für uns.«

Ich stand schon an der Tür und hatte meine Hand auf die Klinke gelegt, drückte sie hart nach unten und riß die Haustür gleichzeitig auf. Eine Sekunde später standen wir in der Halle.

Koonz hockte noch immer am Boden und jammerte. Von seiner verletzten Hand tropfte Blut. Er sah uns zwar, nahm uns jedoch nicht zur Kenntnis. Celia sah ich nicht, auch ihr Enkel war verschwunden, ebenso seine Kuscheltiere.

Das Haus machte einen verlassenenen Findruck.

Wir traten der Mitte der Halle entgegen. Suko blieb dicht hinter mir.

»Verstehst du das?« fragte er.

»Nein, noch nicht.«

»Frag ihn doch!«

Er meinte Koonz damit, den Jammerlappen. Ich drehte mich ihm zu und hörte plötzlich die Stimme der Celia Ryan, die von der offenen Treppe her aufklang.

»Ja, bleiben Sie so stehen! So ist es gut. Da kann ich Sie immer treffen.«

Ich drehte den Kopf nach links.

Celia stand auf der Treppenmitte. Sie schaute über das Geländer hinweg, aber nicht nur sie, auch die Mündung der Waffe, die eigentlich Koonz gehörte.

Die alte Frau machte einen entschlossenen Eindruck. Sie erinnerte mich an eine Hexe. Die nächsten Worte paßten ebenso dazu, als sie sagte:

»Willkommen zum Sterben, ihr Bullen!«

Meggy Ryan kam sich vor wie in einem Gefängnis. Suko hatte ihr zwar für alle Fälle den Zündschlüssel überlassen, aber sie traute sich nicht, den Wagen zu bewegen. So blieb sie dort, wo der BMW parkte. Sie fühlte sich durch den Nebel, der um das Fahrzeug herumwehte, wie von zahlreichen Gespenstern umgeben.

Hinzu kam noch eine andere Sache. Die Kälte kroch nicht nur in den Wagen, auch in ihre Glieder. Wenn sie dort noch länger blieb, wurde sie noch steif.

Wie es den beiden Polizisten ergangen war und ob sie Erfolg gehabt hatten, wußte sie nicht. Der Blickwinkel war zudem sehr schlecht. Auch bei strahlender Helligkeit hätte sie das Haus nicht sehen können. Ihr Haus, aber auch das ihrer Mutter und das ihres Sohnes. Bei Ernie blieben die Gedanken hängen. War er ihr tatsächlich so sehr entfremdet, daß es kein Zurück mehr gab?

Sie waren blutsverwandt, er war ihr Sohn, sie seine Mutter. Da mußte es doch eine Gemeinsamkeit geben. Oder hatte Celia durch ihren Einfluß dafür gesorgt, daß diese endgültig zerrissen war.

Meggy wollte die Probe aufs Exempel machen und sich selbst davon überzeugen.

Vielleicht hätte sie sich nie getraut, wenn nicht die verfluchte Kälte hinzugekommen wäre. In dem Wagen konnte sie sich nicht bewegen, da fror sie ein. Wenn sie draußen umherlief, war die Durchblutung zumindest besser.

Meg Ryan öffnete die Tür. Nebel trieb ihr entgegen. Wie ein feuchtes Tuch klebte er auf ihrem Gesicht. Sie starrte in das Grau und das Schwarz. Nirgendwo schimmerte ein Licht. Weiter vorn

lauerte dunkel der See, wie eine Geburtsstätte für Monster.

Die Tür schwappte wieder zu. Meggyzogden Mantel enger um den Körper, hob die Schultern, weil ein Frösteln über ihre Haut lief. Den Weg kannte sie. Sie wollte auch nicht durch den Wald gehen, nur auf der Straße bleiben.

Die Dunkelheit zwischen den Bäumen trieb ihre Furcht noch höher. Über die Fahrbahn selbst krochen die dünnen Schleier wie lange Arme, die nach ihr griffen.

Finige Male hustete sie, die Kälte kratzte im Hals. Dann sah sie das Licht.

Die Außenbeleuchtung des Hauses brannte. Ein wie vergessen wirkender Schimmer innerhalb einer unheimlichen Totenlandschaft. Ein Gruß aus der fernen Welt.

Ohne es zu wollen, verringerte sie ihr Tempo. Es lag allein an ihrem Inneren, das noch immer von der Furcht, es könnte etwas passieren, geprägt war.

Plötzlich hörte sie das Stöhnen. Nicht einmal weit vom Haus entfernt, aber außerhalb und rechts von ihr.

Meggy blieb stehen. Sie drehte sehr langsam den Kopf. Das Stöhnen blieb, sie selbst sah nichts. Sollte sie hingehen oder nicht? Es hörte sich bei einem erneuten Aufklingen an, als würde sich ein Mensch in großer Not befinden.

Vielleicht einer der beiden Polizisten... Meg überwand ihren innerlichen Schweinehund und machte sich auf den Weg.

Aus dem Stöhnen wurde ein Fluch. Mehrmals hintereinander vernahm sie die obszönen Worte. Dann sah sie den Mann.

Das war keiner der Polizisten. Er lag auf dem Boden. Gefesselt und in einer Haltung, an die er sich würde kaum gewöhnen können. Er hatte sie als Schatten gesehen und lachte jetzt.

»Wollen Sie mich befreien, Süße?«

Meggy stand da, fror und schüttelte heftig den Kopf.

»Dann hau ab, Schlampe!«

Sie wollte etwas sagen, sah aber ein, daß weitere Worte reine Zeitverschwendung gewesen wären. Hastig drehte sie sich um, vernahm noch einen letzten Fluch und schritt auf das Licht im Nebel zu. Licht bedeutete Hoffnung, auch Leben.

Doch Meg Ryan zweifelte...

Es war beinahe unfaßbar für mich. Da stand die ältere Frau auf halber Treppenhöhe und zielte mit dem schweren Revolver in die Tiefe. Sie, die schon ein langes Leben hinter sich hatte, war noch immer nicht vernünftig geworden. Seltsamerweise empfand ich keine Furcht, es war mehr Mitleid, das in mir hochkeimte.

Mein Freund mußte wohl ähnlich denken, wie ich seinem Kommentar entnehmen konnte. »Bitte, Mrs. Ryan, machen Sie sich nicht unglücklich. Sie können nicht gewinnen.«

Ihr bitteres Lachen schickte sie uns entgegen. »Vielleicht werde ich verlieren, aber mein Enkel wird gewinnen. Er soll einmalig auf der Welt sein. Ich lasse ihn mir nicht von euch Fremden wegnehmen oder innerlich kaputtmachen. Nein, das kommt nicht in Frage.«

»Dann wollen Sie uns töten?«

»Ja, Mr. Sinclair.«

Zum erstenmal meldete sich Cyril F. Koonz. »Celia, Sie sind gut. Sie sind besser als meine Leute, die dummen Versager. Den Chinesen wollten sie mir auf dem Tablett präsentieren, diese Narren. Übernehmen Sie das Heft. Wir beide werden uns schon zusammenfinden.«

»Und natürlich Frnie!«

»Klar, Celia, klar!«

Ich drehte den Kopf und schaute Koonz an. »Halten Sie Ihren Mund, und stopfen Sie meinetwegen Ihre verdammten Dominosteine in Ihr Maul. Aber reden Sie hier nicht dumm herum.«

»Sinclair, Sie haben verloren!«

»Das glaube ich auch.« Ernie meldete sich. Er kam wieder aus dem Hintergrund der Halle, wie schon einmal, und auch jetzt begleiteten ihn seine killenden Plüschtiere. »Ihr habt Freunde von mir getötet!« erklärte er. »Vier meiner liebsten. Das ist eine große Schweinerei, und das habt ihr nicht umsonst getan.«

»Wir haben dadurch ein Leben gerettet«, erwiderte ich.

Er lachte hoch. »Welches denn?«

»Sogar das eines Mörders.«

Jetzt horchte Koonz auf, gab aber keinen Kommentar ab. Dafür schüttelte Ernie den Kopf. »Ihr habt meine Lieblinge getötet. Ihr werdet auch sterben.«

»Ich kann sie erschießen, Junge«, sagte die Großmutter.

»Ja, vielleicht...«

»Machen Sie sich nicht unglücklich, Mrs. Ryan!« rief ich zur Treppe hoch. »Sie in...« Da schoß sie.

Ich war so überrascht, daß ich gar nichts tat. Nur das blasse Aufzucken der Mündungsflamme bekam ich mit, tauchte nicht zur Seite, das war möglicherweise mein Glück, denn Celia Ryan, im Umgang mit Waffen nicht gerade geübt, setzte die Kugel einen halben Meter zu weit. Sie wollte wieder schießen.

Ich griff zur Beretta, Suko ebenfalls - da erreichte uns der Schrei einer Frau.

»Nein, nein! Seid ihr denn wahnsinnig geworden. Nicht...!«

In die Halle stürmte Meggy Ryan!

Wir rührten uns tatsächlich nicht, sondern überließen ihr die Initiative. Meggy rannte an uns vorbei, ihr Ziel war die Treppe, und sie ließ sich nicht aufhalten.

Auch von ihrer Mutter nicht, die Meggy auf keinen Fall bei sich haben wollte.

»Bleib stehen!« brüllte sie. »Verdammt noch mal, geh nicht mehr weiter!«

Meg hörte nicht. Sie hatte einmal ihren Entschluß gefaßt und wollte ihn nicht rückgängig machen. Auch Ernie mußte vom Erscheinen seiner Mutter überrascht worden sein, jedenfalls tat er nichts, um sie aufzuhalten. Und Meggy erreichte die Treppe. Sie faßte den unteren Knauf, hielt sich fest und schwang sich herum auf die erste Stufe, an der sie sich nur abstieß und die nächsten drei mit einem gewaltigen Sprung nahm. Ich warnte die Frau, aber sie überhörte mein Schreien. Es war kaum zu fassen, beinahe unmöglich, aber eine Tatsache. Die eigene Mutter schoß auf die Tochter.

Wieder krachte der Revolver. Er zuckte während des Schusses, und Meggy zuckte auch mitten im Lauf zusammen, als die Kugel sie erwischte, glücklicherweise nur als Streifschuß, denn Celia konnte wirklich nicht schießen.

Meggy lief trotzdem weiter. Es war ein Wunder, woher die Frau die Kraft nahm. Sie schaffte es bis zu ihrer Mutter, bevor sie noch einmal schießen konnte, wuchtete sich gegen sie und drückte sie über das Geländer. »Du hast alles kaputt gemacht!« brüllte Meggy. »Du hast unsere Familie zerstört! Du bist die treibende Kraft gewesen. Du hast mir den Sohn genommen! Nur du!«

Sie schlug tatsächlich zu. Der Treffer war so hart geführt worden, daß Celia sich nicht mehr halten konnte. Sie bekam das Übergewicht und kippte in die Tiefe.

Ich war blitzschnell gestartet. Bevor Celia Ryan zu Boden schlagen konnte, war ich da und fing den fallenden Körper auf. Fast hätte mich die Wucht noch umgerissen, doch ich blieb auf den Beinen. Celia selbst schleuderte ich herum und entriß ihr die Waffe.

Heulend blieb die Frau auf dem Boden liegen, flüsterte den Namen ihres Enkels und verfluchte uns.

Meggy aber war auf der Treppe geblieben. Verletzt, angeschossen,

stand sie da und riß sich mit fast übermenschlicher Anstrengung zusammen.

Suko wollte eingreifen, ich hielt ihn zurück, denn ich hatte gesehen, daß sich Meggy auf ihren Sohn konzentrierte. Was jetzt folgte, war eine Sache zwischen ihr und Ernie.

»Ich bin gekommen, Kind!« sagte sie. »Und ich werde ohne dich nicht weggehen. Hast du verstanden?«

Er schaute sie an.

»Ob du mich verstanden hast, Junge?« schrie sie.

»Ja...« Seine Antwort war ein Flüstern.

»Gut, mein Junge, gut.« Meggy holte tief Luft. Sie hatte mit dem Schwindel zu kämpfen, aber sie hielt sich noch. »Ich habe viele Fehler gemacht, Ernie, verdammt viele sogar, aber ich habe nie vergessen, daß du mein Sohn bist und daß ich dich liebe. Weil ich dich liebe, will ich dich wieder zurückholen. Du sollst zu mir kommen, und du sollst deine verdamnten Kuscheltiere vergessen. Du gehörst zu mir, deiner Mutter. Wir beide werden ein neues Leben anfangen und alles andere vergessen und hinter uns lassen. Hast du mich verstanden, Ernie?«

»Ja, Mutter!«

»Was sagst du?«

»Ich kann nicht, Mutter. Es steckt in mir. Ich weiß, wer Vater gewesen ist. Nicht nur ein Seemann, nein, er war vom Geist eines Dämons besessen, den er auf mich weitervererbt hat. Es tut mir leid, Mutter. Ich muß handeln, und ich werde meine Tiere nicht im Stich lassen.«

»Ernie, bitte...«

»Nein, Mutter!« knirschte er.

Ich sah, daß die Lage eskalierte. Jetzt wurde es Zeit für mich, einzugreifen. Außerdem schien Meggy nicht mehr die Kraft zu besitzen, sich dort oben auf der Treppe zu halten und reden zu

können. Sie schwankte gefährlich, ihr Gesicht war noch bleicher geworden, und sie bewegte die Lippen, ohne etwas sagen zu können. Ohne eine Vorwarnung bewegte ich mich vor. Mein Ziel waren Ernie und seine Kuscheltiere. Bevor er überhaupt begriff, was ihm geschah, war ich bei ihm.

Ich hatte auf dem Weg die ›Waffe‹ hervorgeholt, die möglicherweise alles richten konnte.

Mein silbernes Kreuz!

Ernie sah es nicht nur, er starrte es fast widerwillig an. Dann aber konnte er nicht mehr anders, denn ich drückte ihm den goldenen Talisman in die Hand.

Er schrie auf.

Sekundenlang schien er unter Strom zu stehen, so sehr zitterte er. War es überhaupt sein Schrei, der durch die Halle schallte? Er hörte sich an, als würde er von einem Fremden stammen, von dem Geist, der leider in dem Jungen gesteckt hatte.

Ja, gesteckt hatte, denn die weiße Magie meines Kreuzes hatte ihn vertrieben. Es gab keine Verbindung mehr zwischen ihm und den Kuscheltieren, denn sie verloren vor unseren Augen die schrecklichen Reißzähne, die wie Knochensplitter aus den Kiefern fielen. Die Teddybären sackten ebenfalls ineinander. Da bewegte sich nichts mehr. Sie fielen, wo sie gestanden hatten. Zurück blieben völlig normale Stoffbären.

Einen von ihnen hob ich auf. Ein wunderschönes Exemplar, mit einem fast seidig wirkenden Stoff. Ich nahm das Tier und drückte es Ernie in die Hand. »Behalte es als Andenken.«

Dann kümmerte ich mich um seine Mutter. Meggy Ryan war auf der Treppe zusammengebrochen.

Sie weinte.

Wahrscheinlich vor Freude.

Die Kollegen kamen aus Flimwell und sammelten die beiden Killer ein. Einen Arzt hatte ich auch bestellt, der sich um die Verletzungen kümmerte. Meggy Ryan war nicht schwer getroffen worden. Sie war mehr durch den Schock als durch den Schmerz zusammengebrochen. Im Krankenhaus brauchte sie nicht zu bleiben, sie konnte ambulant behandelt werden.

Ernie wich nicht von ihrer Seite. Sie hielten Händchen wie zwei Verliebte. Blieb noch Celia Ryan.

In ihrem Stammsessel hatte sie ihren Platz gefunden und starrte ins Leere. Als ich zu ihr kam, hob sie den Kopf. »Was wollen Sie?« fragte sie mit heiserer Stimme.

»Bereuen Sie denn nichts?«

Sie lachte mir ins Gesicht. »Weshalb denn?«

»Daß Sie Ihren Enkel fast in sein Unglück haben rennen lassen?«

»Unglück? Erzählen Sie mir nichts. Bei seiner Mutter wird er unglücklich werden. Bei mir hat er sich wohl gefühlt. Er war ein besonderer Junge, einer wie keiner auf dieser Welt. Aber das habt ihr ihm genommen.« Sie spie vor mir aus und schaute zu, wie Cyril F. Koonz aus dem Haus geführt wurde. Der TV-Mogul würdigte sie mit keinem Blick. Aber auch Suko und mich nicht. Dennoch glaubten wir, einen neuen Feind zu haben, denn einbuchten konnte ihn kein Richter. Koonz besaß einfach zu gute Anwälte. Er würde sein Imperium weiter ausbauen. Dazu mußten natürlich seine Leibwächter den Mund halten. Ob sie das taten, wagte ich nicht zu beurteilen. Zumindest von einem Mordauftrag hätten sie berichten können. Für uns gab es auch nichts mehr zu tun. Wir verließen als letzte das Haus.

Zurück blieben allein die Kuscheltiere.

Nette, niedliche Teddybären, die keiner Fliege etwas zuleide tun konnten...

Ein Nachspiel hatte der Fall noch. Vierzehn Tage später rief mich

Meggy Ryan an, um mir mitzuteilen, daß sich ihre Mutter erhängt hatte. Da wohnte Meggy schon nicht mehr in London. Sie war mit ihrem Sohn Ernie aufs Land gezogen. Selbst mir wollte sie die neue Adresse nicht mitteilen. Ich akzeptierte es...

ENDE